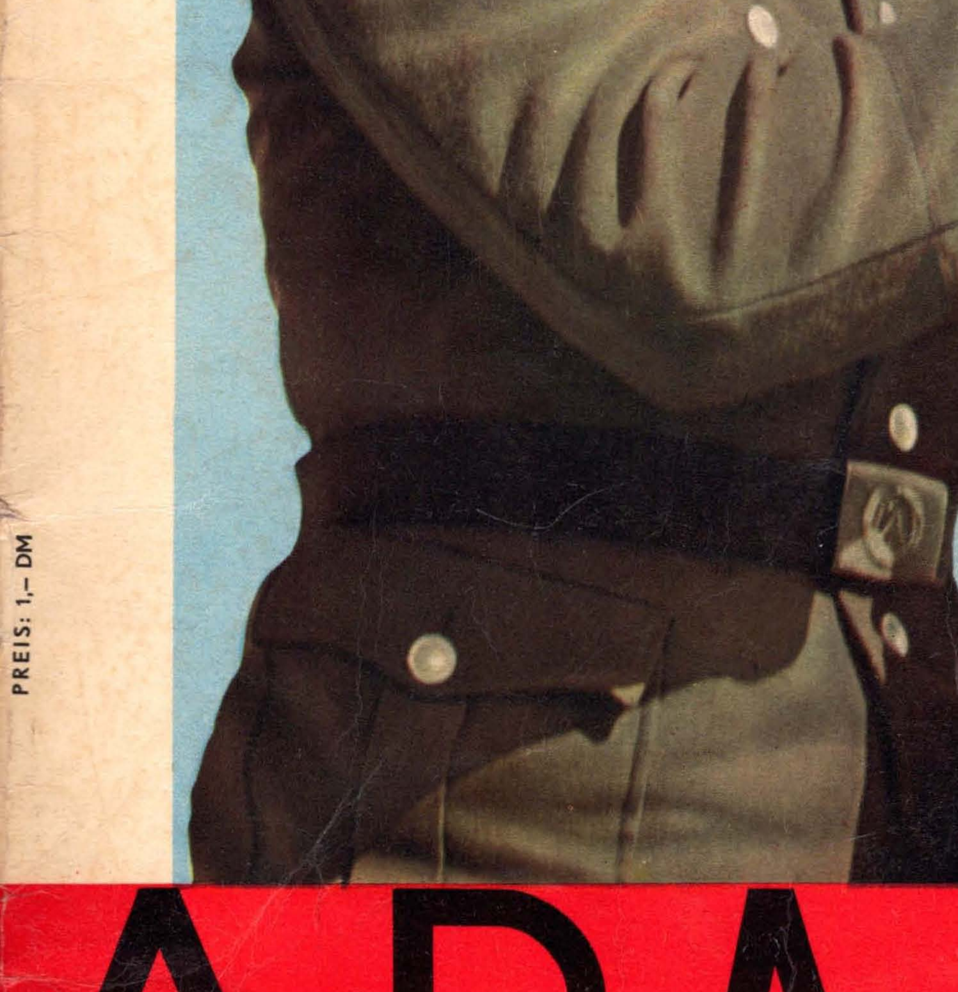
7

1960



PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



Ingeborg Lahl-Grimmer

Aus dem Zyklus „Das Erich-Weinert-Ensemble" . Spanischer Freiheitskampf . Farbholzschnitt . 1959



Oberleutnant Jürgen

Kandidat des ZK der SED



Ins richtige Licht gerückt

Die 3. Delegiertenkonferenz der Parteiorganisationen der SED in der Nationalen Volksarmee beantwortete für alle Mitglieder und Kandidaten die Frage: „Wo stehen wir, was wurde erreicht, und welches sind die nächsten Aufgaben?"

Wie alle Truppenteile, so sind auch wir seit der Zentralen Parteiaktivtagung ein gutes Stück vorangekommen, und das vor allen Dingen, weil es unsere Genossen immer besser verstehen, die volksfeindlichen Absichten der Kriegstreiber und Militaristen zu erkennen und daraus die einzig richtige Schlußfolgerung ziehen, ihre Anstrengungen zur Stärkung unserer Einsatz- und Gefechtsbereitschaft ständig zu erhöhen. Die in der letzten Zeit durchgeführten Truppenübungen und Gefechtsschießen legten ein beredtes Zeugnis davon ab. Wie war das möglich?

Aus der Zentralen Parteiaktivtagung zogen wir unter anderem die Schlußfolgerung, daß wir nur dann unsere Aufgaben in einem schnelleren Tempo und mit höherer Qualität erfüllen können, wenn wir die Darlegungen über das Wesen der Einzelleitung in die Tat umsetzen.

Womit beginnen? Das war die erste Frage.

Durch die Veröffentlichungen in unserer Presse waren wir in der Lage, sofort mit einer breiten Auseinandersetzung in allen Einheiten, aber insbesondere in den Leitungen, zu beginnen. Die Leitung des Truppenteils wurde sich darüber klar, daß die gesamte Parteiorganisation die Verantwortung für die Festigung der Einheit der politischen und militärischen Führung trägt.

Ins richtige Licht mußte in den Einheiten vor allen Dingen die Rolle der Kommandeure als Einzelleiter gerückt werden. Jedoch nicht nur in den Einheiten, auch im Stab des Truppenteils war bei einigen Mitarbeitern nicht klar, welche Rolle ein Kommandeur als Einzelleiter spielt und wie sie sich ihm gegenüber zu verhalten haben. Viele Mitarbeiter nahmen sich das Recht heraus, herumzubefehlen, und das nicht selten „im Namen des Kommandeurs". Dadurch konnte natürlich die Autorität des Kommandeurs nicht steigen, denn nicht alle Befehle und Anweisungen der Mitarbeiter waren von der notwendigen Qualität. Hier galt es, um es einfach zu sagen, Ordnung zu schaffen, und zwar unter Leitung der Parteiorganisation des Stabes.

Auch Vermutungen darüber, daß nun der Beschluß vom 14. Januar 1958 nicht mehr solche Bedeutung wie vorher habe, mußten zerschlagen werden. Hierbei ging es insbesondere darum, allen Mitgliedern und Kandidaten zu erläutern, daß die Partei ja erst recht ihrer Aufgabe als politischer Führer gerecht wird, wenn sie das marxistisch-leninistische Prinzip zur Führung der Armee der befreiten Arbeiter und Bauern, die Einzelleitung, durchsetzt.

Die Mitglieder und Kandidaten wurden aufgerufen, durch ihr persönliches Beispiel in der Befehlsausführung und in der Gewährleistung einer straffen militärischen Disziplin und Ordnung die führende Rolle der Partei zu verstärken.

„Jeder sorgt dafür, daß nur dort diskutiert wird, wo es angebracht und richtig ist." So gelang es uns in breitem Maße, solche Dinge zu überwinden wie die Beratung jeder Kleinigkeit durch eine Parteileitung, die nicht selten dazu führte, daß die Kommandeure in ihrer Entschlußkraft unsicher wurden und daß die Parteileitung ihrer ureigensten Aufgabe, der Führung und Mobilisierung der Massen für die konsequente Erfüllung der Befehle der Kommandeure, nicht immer voll gerecht wurde. Nicht zuletzt sei noch auf solche Tendenz hingewiesen, daß die Partei dazu benutzt werden könne, um die Befehle der Kommandeure, die diesen oder jenen Genossen aus persönlicher Bequemlichkeit nicht paßten, rückgängig zu machen, zumindest aber eine labile Ausführung mit vielen „Hintertürchen" zu erwirken.

War und ist damit die Aufgabe in ihrer ganzen Größe schon gelöst?

Wenn wir auch in den Bataillonen und Kompanien schon spürbare Fortschritte erreicht haben, was sich insbesondere in der Einheit des Genossen Reichardt bei der letzten Truppenübung zeigte, mußten wir bei einer späteren Einschätzung feststellen, daß unsere Orientierung zu eng war und meistens nur bis zum Kompaniechef ging. Sind denn aber unsere Zug- und Gruppenführer keine Einzelleiter?

Selbstverständlich sind sie es, nur sorgten wir uns bisher viel zuwenig um sie. Schon seit langem führen wir in unserem Truppenteil den Kampf um die Festigung der Kompanie als der Basis des politischen, militärischen, kulturellen und sportlichen Lebens. Dabei achteten wir jedoch zuwenig auf die „Basis" dieser Basis, nämlich die Züge und Gruppen.

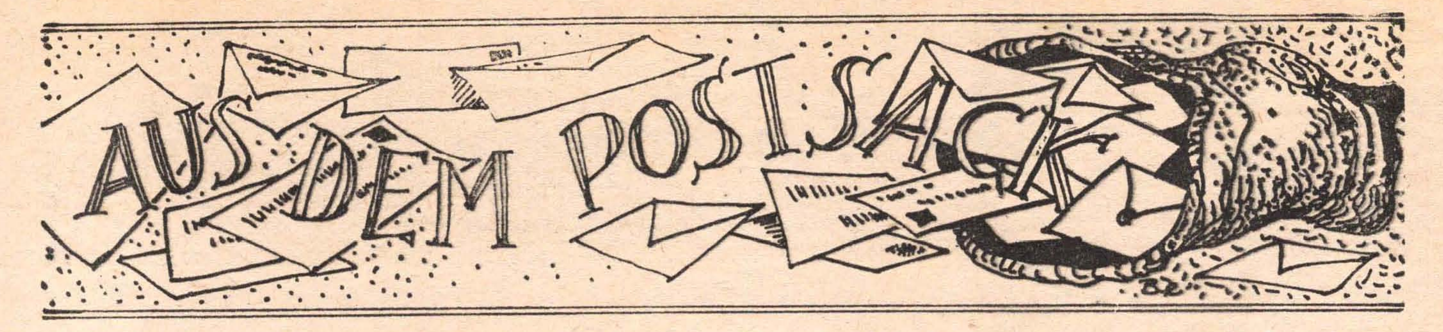
Bei der Lösung dieses Problems bewährte sich die bekannte Methode, am guten Beispiel zu erziehen. In unserem Truppenteil gibt es Zugführer, die es bisher mit Erfolg verstanden, die Einzelleitung durchzusetzen. Da ist z. B. der Leutnant Ludwig, Einheit Hellmundt, oder der Oberfeldwebel Kolk aus der Einheit Reichardt. Diese Genossen gehen mit klaren politischen Vorstellungen an die Arbeit und erkennen schnell die jeweiligen Aufgaben auf Grund der militärpolitischen Situation. Sie erreichten gute Ergebnisse in der Ausbildung, weil sie selbst durch ihr persönliches Beispiel ihre Soldaten überzeugen. Im Dienst sind sie hart und gerecht und fordern die bedingungslose Erfüllung ihrer Befehle.

Auch solche Gruppenführer gibt es. Hier seien nur Unteroffizier Behm, Untereinheit Kümmerling und Unteroffizier Kiupel aus der Einheit Niendorf genannt. Nach dem Beispiel des Kampfkollektivs des Genossen Oberfeldwebel Seeber aus unserem Verband arbeiten sie unermüdlich an der politischen und militärischen Ausbildung ihrer Untergebenen.

Sie selbst leben nach den Vorschriften und fordern gleiches ohne Einschränkung von ihren Untergebenen. Dadurch erwarben sie sich Achtung und Autorität im gesamten Truppenteil, und ihr Wort hat überall Gewicht. Neben diesen beiden Unteroffizieren arbeiten bereits eine ganze Anzahl so wie sie, aber damit dürfen wir uns noch nicht zufriedengeben.

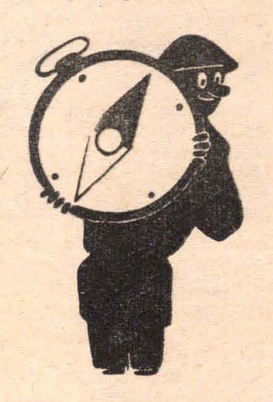
Jeder kennt das Sprichwort: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer." Es kommt jetzt darauf an, in Auswertung der 3. Delegiertenkonferenz die Einzelleitung weiter zu festigen und sie insbesondere bei den Zug- und Gruppenführern zu verwirklichen. Das wird uns um so schneller gelingen, wenn wir entschlossen die noch vorhandenen Hemmnisse, wie teilweise mangelnde instruktiv-methodische Ausbildung der Gruppenführer, Sorglosigkeit einiger militärischer und Parteileitungen in dieser Hinsicht und anderes überwinden.

In gemeinsamen Erfahrungsaustauschen mit unserem Nachbartruppenteil werden wir auch bei dieser Aufgabenstellung der 3. Delegiertenkonferenz neue Erfolge im Interesse unserer Gefechtsbereitschaft erreichen.



Sein persönlicher Kompaß

Der neue sowjetische Abrüstungsvorschlag ist ganz im Sinne jedes sozialistisch denkenden Menschen. Er ist sehr genau und für jeden klar verständlich ausgearbeitet. Man sieht daraus, daß die Sowjetunion in ihren Vorschlägen gewisse Bedenken anderer Regierungen berücksichtigt und immer und immer wieder versucht, die Westmächte zu Verhandlungen zu zwingen. Wenn der neue sowjetische Abrüstungsvorschlag von den Westmächten abgelehnt werden sollte, würden diese viele Menschen, die schon an der westlichen Politik zweifeln, ganz verlieren. Dieser Vorschlag ist gleichzeitig ein Grund für uns, unsere Gefechtsbereitschaft zu erhöhen. Denn noch ist er nicht angenommen.



Aus diesem Grund lautet mein persönlicher Kompaß so:

1. *Ausgezeichneten Wachdienst stehen.*
2. *Ausbildungsnormen erfüllen (gut bis sehr gut).*
3. *Ablegen des „Abzeichens für gutes Wissen“ (Bronze).*
4. *Regelmäßige Teilnahme an Gruppenexkursionen.*
5. *Mir die Fähigkeit anzueignen, den Gruppenführer zu vertreten.*

Schütze R. Goppek

Ich finde, alle Menschen in den kapitalistischen Ländern, die den Frieden lieben, müßten diese Vorschläge begrüßen und mit unserer moralischen Unterstützung die wenigen Kriegstreiber verjagen.

Schütze Manfred Genth

Nochmals: Wohin mit den Kindern?

Es gibt eine ganze Anzahl Frauen von Offizieren, die gern eine Arbeit aufnehmen würden, auch als Erzieherin. Wohin jedoch mit den eigenen Kindern? Wäre es nicht möglich, daß sich auch die Dienststellen dieses Problems annehmen? Vielleicht gibt es hier und da schon konkrete Vorstellungen, wie so etwas gelöst werden kann.

Ein anderes Problem ist, daß viele Familien oft über längere Zeit getrennt leben. Natürlich bleibt das nicht ohne Auswirkungen auf die Erziehung der Kinder. Auch hierzu ein Vorschlag.

Wäre es nicht möglich, im Ministerium einen Sachbearbeiter für Wohnungsfragen einzustellen? Für viele Genossen könnte dann durch einen Ringtausch die Möglichkeit bestehen, dieses Problem zu lösen. Aber wie oft weiß einer vom anderen nichts. Auch die Herausgabe eines Wohnungstauschanzeigers würde viel helfen.

Schließlich dient das ja der Erziehung unserer Kinder, die später einmal die Geschichte unseres Volkes in ihre Hände nehmen sollen.

Else Brixi,
Frankenberg

Bereits in Nr. 3/60 der „AR“ wurde erwähnt, daß im Bereich Eggesin-Karpin ein Kindergarten durch Eigeninitiative bzw. Hilfe der nahen Armeedienststelle geschaffen wurde. Die Genossen dieses Kindergartens wollten uns einen Bericht über seine Entstehungsgeschichte senden. Leider warten wir noch heute darauf. Wir bitten die Genossen, ihr Versprechen endlich einzulösen. Wie die Zuschrift zeigt, wartet nicht nur die Redaktion darauf.

Zum Vorschlag, den Wohnungstausch zentral zu organisieren, hoffen wir, im nächsten Heft eine Antwort des Ministeriums veröffentlichen zu können.

Die Redaktion



Wie können wir mithelfen?

Sämtliche Zeitungen meldeten: Kreis Anklam vollgenossenschaftlich. Das war Ende März. Unsere Parteileitung rief sofort zu einem Roten Treff. Der Parteisekretär sprach über die Entwicklung der Landwirtschaft und stellte die Frage: „Wie können wir mithelfen?“ Wir beschlossen, in Liepe bei der Werbung für die LPG mitzumachen. 3 Tage lang gingen drei Genossen mit zum Werben, dann war es geschafft, und auch Liepe war vollgenossenschaftlich.

Auf Beschluß der Parteileitung wurde dann mit den beiden LPG-Vorsitzenden besprochen, wie wir die Genossenschaften weiter unterstützen konnten. Als Schwerpunkt für uns wurde das Bauwesen festgelegt, weil es darin in Liepe am meisten mangelte. Am 8. 4. haben wir uns dann eine vorbildliche LPG angeschaut, um dadurch eine Anleitung für unsere Arbeit zu haben. Schon am 9. 4. starteten wir unseren ersten Einsatz, an dem sich 34 Genossen beteiligten. Auf einem weiteren Roten Treff, auf dem wir unsere Arbeit auswerteten, stellten wir fest, daß wir vor allem bei den Maurerarbeiten helfen müßten. Es verpflichteten sich

---

Bundeshauptmann Straußenauer

spricht über

Provokationen



Kammraan! Russen wern jeden Tach frecher und aggressiver! Machten zuerst in Kernwaffenverbot. Als Westen ablehnte — weil eijentliche Jefahr von östlichen konventionellen Truppen ausjeht, die einjeschränkt wern müßten —, schlugen Soffjets dreist Reduzierung konventioneller Truppen als Beginn sojenannter totaler Abrüstung vor. Reduzieren sojar einseitich. Tolle Finte. Forderte westliche Ablehnung jeradezu heraus, denn: janz jroße Totaljefahr jeht nämlich von russischen Raketen aus — die müssen verboten wern!

Kammraan! Als unverschämteste Herausforderung der Freien Welt ist in dieser Situation frecher Soffjetvorschlach zu werten, alljemeine Abrüstung mit Raketenverbot zu bejinnen.

Kammraan, das ist der Jipfelpunkt der Frechheit. Russen spekulieren offensichtlich wieder auf westliche Ablehnung, um dann in jroßem Maße Kriechsvorbereitung treiben und Raketenvorsprung ausbauen zu könn!

Kammraan, es ist nich auszudenken, was Russen noch alles vorschlagen, wenn Westen wieder „No!“ sacht.

Derartije provokatorische Vorschläje also jejenwärtich eindeutich absolute Superhauptjefahr. Sollte man auch den Russen klarmachen. Wenn die dann obije Taktik beibehalten und daraufhin als erste Etappe der Abrüstung Verbot von Abrüstungsvorschläjen vorschlagen, könnte endlich auch mal der Westen „Ja!“ sagen.

B—t

drei Brigaden, ihre Maurer (die Genossen Wurl, Beutler und Ofw. Richter) nach Liepe zu schicken. Insgesamt wurden bis jetzt 572 Stunden in Liepe geleistet. Wir haben dadurch geholfen, daß der neue Schweinestall und der Bergeraum für den Kuhstall früher als geplant fertig waren.

Durch einen Beschluß der FDJ-Leitung haben 2 FDJ-Funktionäre den Auftrag erhalten, im Juni im Dorf eine FDJ-Gruppe zu gründen. Die ersten Anfänge sind bereits geschafft. Von den 10 Jugendlichen des Dorfes erklärten sich bereits sechs bereit, in der FDJ zu arbeiten.

Hauptmann Bernhardt

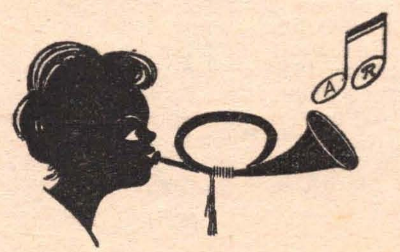
Zu einer oft geäußerten Bitte

Seit einiger Zeit lese ich in unserem Internat die „Armee-Rundschau“. Und weil mich diese Zeitschrift so interessiert, habe ich mich entschlossen, sie selbst zu abonnieren. Aber um die Sammlung voll zu machen, brauche ich die Nummern vom Februar, März, April und Mai. Deshalb bitte ich Sie, mir diese Nummern nach Möglichkeit gegen Nachnahme zuzusenden.

Ilona Hofmann, Stollberg/Erzgebirge

Alle Wünsche auf Nachlieferung älterer Nummern der „AR“ sind an das zuständige Postamt zu richten. Aber das wird von Monat zu Monat aussichtsloser, weil die „AR“ im letzten halben Jahr trotz erhöhter Auflage zu einem raren Artikel geworden ist. In jedem Falle ist also ein Abonnement bei der Post das Klügste.

Die Redaktion



Es allen recht zu tun . . .

Ich bin ständiger Leser der „Armee-Rundschau“ und mußte feststellen, daß in ihr einiges fehlt. Als Aufklärungsgruppenführer suche ich nach etwas anderem. Über den Flugzeugerkennungsdienst bringt die Zeitschrift sehr wenig. Mit dem Panzererkennungsdienst ist es genauso. Ich bitte die Redaktion, doch etwas darüber zu veröffentlichen.

Unteroffizier Dieter Lieske

Die Redaktion beschäftigt sich bereits seit längerem mit dem Gedanken, Beiträge zum Erkennungsdienst zu veröffentlichen. Wann dieses Vorhaben seinen Niederschlag in der Zeitschrift finden wird, ist noch nicht genau vorauszusagen, da die Vorbereitungsarbeiten recht schwierig sind. Eins kann jedoch schon heute festgestellt werden: Es wird sich dabei nur um Materialien handeln, die nicht nur für wenige, sondern für die Mehrheit der Armeeangehörigen interessant und wichtig sind.

Die Redaktion

Stimmt das Geschäft?

In unserer Einheit gibt es auch eine HO-Gaststätte, aber sie ist — gelinde ausgedrückt — scheußlich, langweilig und kalt. Lieblos sind die Bilder unserer führenden Staatsmänner an die seit langem renovierungsbedürftige Wand gehängt, die Lampenglocken fehlen, die Tische sind unzweckmäßig und die Decken schmutzig. Dieser Zustand ist schon lange so. Der Gaststättenleiter ist der Meinung, „das Geschäft stimmt“, die HOG ist also sehr rentabel.

Aber ich meine, das „Geschäft stimmt nicht“.

Denn wir fordern ja mehr als das für unsere Soldaten. Wir wollen, daß die Kaserne zur Heimstatt der Genossen wird. Dazu gehört auch, daß sie in die HO-Gaststätte im Objekt genauso freudig und festlich, d. h. mit gutem Benehmen und guter Uniform, gehen und gehen wollen, wie in die anderen Gaststätten. Aber jetzt ist es noch anders. Für die Genossen ist die Gaststätte in unserer Einheit noch viel zu sehr Kaschemme und Kneipe.

Und daran sind meiner Meinung nach die HOG Kreisbetriebe Brandenburg schuld, die diesen Zustand in der Gaststätte zulassen.

Kann uns hier die „AR“ nicht helfen?

Unteroffizier Karl-Fr. Hillesheim

Die HO Kreisbetriebe Brandenburg, Abt. Gaststätten, sind bereits zu einer Stellungnahme aufgefordert worden.

Die Redaktion

Militärpolitische Umschau

Die USA sind keine Macht, der alles gestattet ist

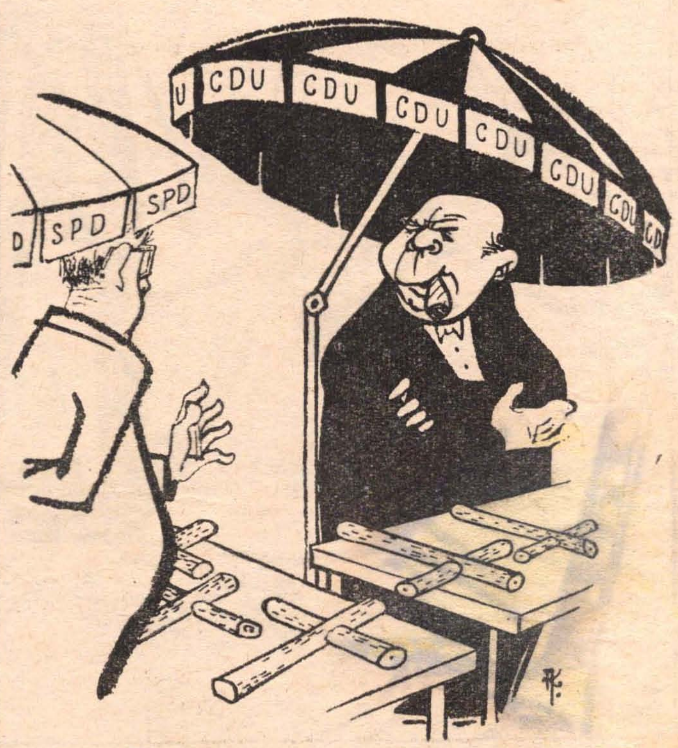
Es ist nicht zu bestreiten, daß es den aggressivsten amerikanischen und westdeutschen Imperialisten gelungen ist, die Gipfelkonferenz zu torpedieren. Der von Washington geführte Schlag trifft jedoch in letzter Instanz seine Urheber und treibt sie weiter in die Isolierung. Sie erhielten nämlich durch die konsequente Haltung der Sowjetregierung eine Lektion, die sie sich mit unlöschbarer Tinte hinter die Ohren schreiben sollten:

1. Die Strategen des Pentagon glaubten, ihre Militärtechnik sei so vollkommen, daß sie in 20 000 m Höhe unbehelligt Spionage über sowjetischem Gebiet betreiben könnten. Bei Swerdlowsk brach dieser Glauben der US-Militärs zusammen. Genosse Malinowski sagte ihnen nach dem Abschuß der „U-2“ in aller Deutlichkeit: „Sie, meine Herren, besitzen noch kein Flugzeug, das so hoch fliegen kann, als daß nicht unsere Rakete es erreichen würde.“

2. Mit dem Bekanntwerden dieser Tatsache brach auch die strategische Konzeption der amerikanischen Militärs zusammen, die auf dem Masseneinsatz strategischer Bomber beruhte, welche der Sowjetunion den tödlichen Schlag versetzen sollten.

3. Weiterhin warnte Genosse Malinowski die Militaristen und jene USA-Satelliten, die sich für die Gefährdung des Friedens mißbrauchen lassen, sehr nachdrücklich vor der Durchführung weiterer Luftprovokationen. Er erklärte, daß er als Verteidigungsminister „dem Oberbefehlshaber der Raketentruppen den Befehl erteilt habe, einen Schlag gegen den Stützpunkt zu führen, von dem ein Flugzeug aufgestiegen ist, sobald der Luftraum der Sowjetunion und der sozialistischen Länder verletzt wird“.

4. Als Folge dieser Ereignisse kracht die offiziell scheinbar so wohlgeleimte Einigkeit der westlichen Welt in allen Fugen. Innerhalb der USA gibt es über den aggressiven Kurs der Eisenhower-Regierung heftige Auseinandersetzungen zwischen den in außenpolitischen Fragen bislang übereinstim-



Rechter SPD-Führer: „Nun, Herr Kollege, bei unserem Angebot wäre doch eine gemeinsame Bestandsaufnahme sehr vorteilhaft!“

Zeichnungen: Arndt

menden „Demokraten" und „Republikanern". Die Politik der regierenden Kreise der USA hat aber auch international an Kredit verloren. Zeugnis davon legen die offiziellen Proteste Norwegens, Dänemarks und anderer Länder gegen den Mißbrauch ihres Territoriums durch die USA für aggressive Zwecke ab.
Bezeichnend ist, daß allen imperialistischen Störversuchen zum Trotz, die Sowjetunion ihre aufrechte Politik zur Entspannung der internationalen Lage und zur Sicherung der friedlichen Koexistenz unerschütterlich fortsetzt. Ein Beweis dafür ist die Botschaft N. S. Chruschtschows an die Regierungschefs aller Staaten, in der neue Abrüstungsvorschläge gemacht werden. Diese Vorschläge stellen eine Ergänzung und Präzisierung des Programms der UdSSR für die allgemeine und vollständige Abrüstung vom 18. September 1959 (Rede des Genossen Chruschtschow vor der UN) dar. Das Dokument berücksichtigt weitgehend die Ansichten der Westmächte, die zum Programm vom 18. September erörtert wurden und hat u. a. die Vernichtung der Beförderungsmittel für Kernwaffen bereits in der ersten Etappe der Abrüstung sowie eine Präzisierung der Kontrollmaßnahmen zum Inhalt.

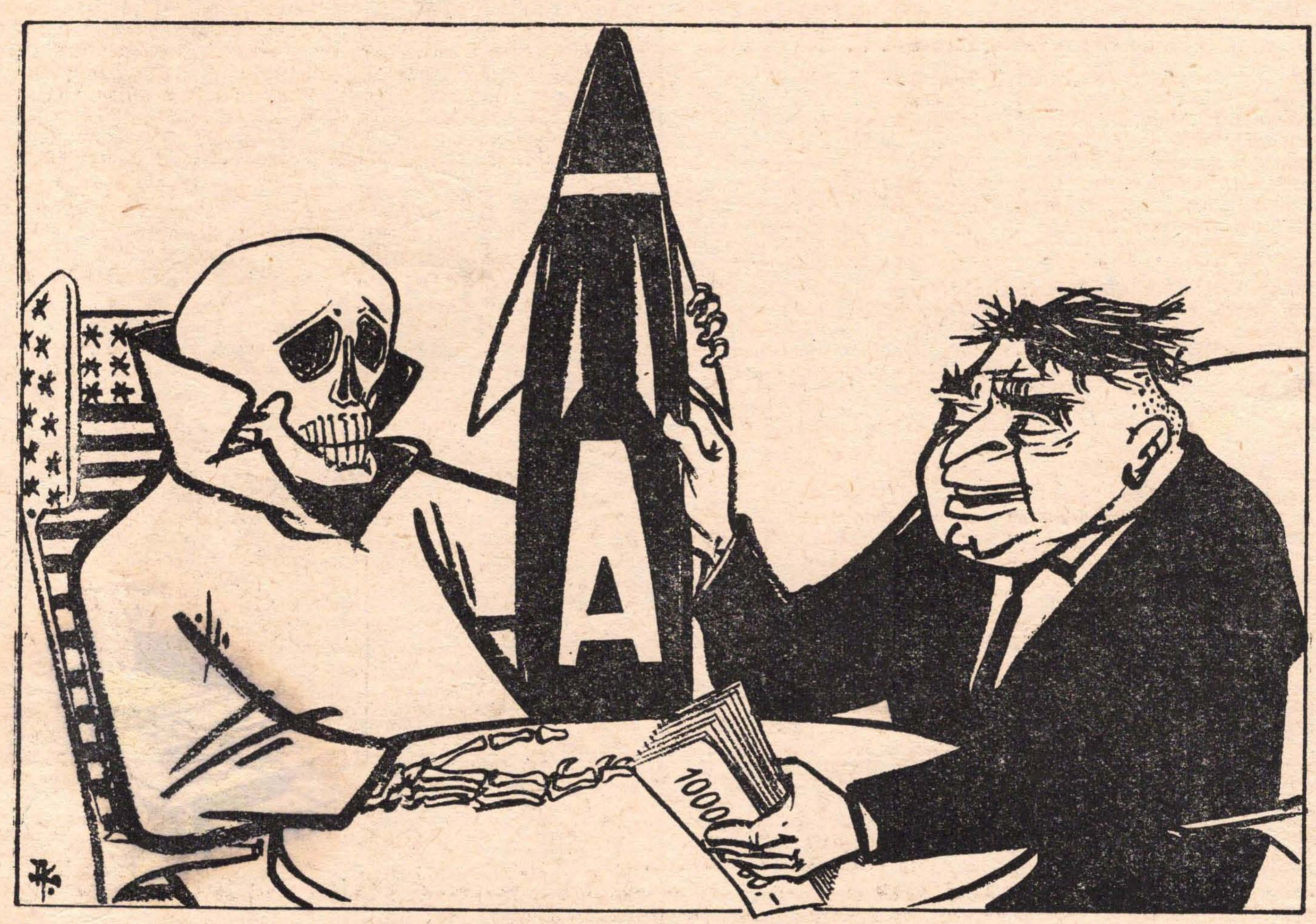
Gefährliche Betriebsamkeit der „kalten Krieger"

Nach dem Nichtzustandekommen der Gipfelkonferenz bewahrheiteten sich immer mehr die Worte des Genossen Walter Ulbricht aus der internationalen Pressekonferenz am 28. Januar 1960:
„Der westdeutsche Generalstab geht von der militärpolitischen Konzeption der offensiven Militärallianz USA/Westdeutschland aus."
Es waren wiederum die deutschen Militaristen, die regierungsoffiziell der amerikanischen Provokation zujubelten. Obwohl der Start von „U-2" auch von westdeutschem Territorium in den vergangenen Jahren gang und gäbe war, fanden sie ob der damit verbundenen Gefährdung deutschen Landes kein Wort des Protestes. Im Gegenteil.
Die amerikanischen und westdeutschen Militaristen bemühen sich seit dem 16. Mai 1960, den kalten Krieg zu verschärfen und die Aufrüstung zu beschleunigen. Der Stabschef der US-Luftwaffe forderte die zusätzliche Bewilligung von 860 Millionen Dollar für die beschleunigte Entwicklung der „Atlas"-Rakete und 285 Millionen für sein „Bomberprogramm" vom Typ B-70. 73 Millionen Dollar wurden bereits durch den Finanzausschuß des amerikanischen Kongresses bewilligt. Provokatorisch erklärte der Chef des Vereinigten Generalstabes der USA, General Twining: „Unsere Streitkräfte sind jederzeit zum Losschlagen bereit." Der amerikanische Kriegsminister Gates veranschaulichte das in aggressiver Weise, indem er am Mittwoch, dem 2. Juni 1960, 4.00 Uhr, erneut Alarm für die gesamte US-Armee auslöste.
Auch Strauß bleibt seinem amerikanischen Kollegen gegenüber keinen Schritt zurück. Lauthals forderte er die Erhöhung des Rüstungsbudgets um zwei Milliarden Mark. Seine weitere Forderung nach Lockerung der Tonnagebeschränkung für den Bau westdeutscher Kriegsschiffe dient dem Ziel, im Zuge der Kriegsvorbereitung größere Trägerschiffe für Atomraketen (bis 6000 Tonnen) auf Kiel zu legen.

Verdiente Ohrfeigen

Auf der SEATO-Tagung vom 31. Mai bis 3. Juni 1960, die der Sicherheit halber in New York stattfand, setzten Herter und Nixon alles daran, das Prestige der USA wieder herzustellen. Sie versuchten, den noch nicht ganz ihren Vorstellungen entsprechenden SEATO-Pakt zu aktivieren, indem sie die Volksrepublik China verleumdeten und eines angeblichen „Expansionsdranges" bezichtigten. Selbst auf dieser Tagung in der amerikanischen Metropole erhielten die amerikanischen Militaristen schallende Ohrfeigen. Der Neuseeländische Ministerpräsident Nash und der pakistanische Außenminister erklärten, daß eine Mitgliedschaft Volkschinas in der UN die gespannte Lage mildern würde.
In der Pfingstausgabe der „Frankfurter Rundschau" heißt es: „Wie in diesem Zusammenhang von einem Konferenzsprecher mitgeteilt wurde, beschlossen die Minister die mögliche diplomatische Anerkennung Pekings den einzelnen SEATO-Staaten zur freien Entscheidung zu überlassen."
Zur selben Zeit fand in Paris die Tagung des Parlaments der Westeuropäischen Union (WEU) statt.
Kriegsminister Strauß machte dort Stimmung für ein System der „abgestuften Abschreckung", „das", wie er sagte, „nicht

(Fortsetzung auf Seite 295)



Strauß: „Gut, die kaufe ich! Daß der Atomsprengkopf auch ordnungsgemäß radioaktiv ist, davon habe ich mich ja bei der Explosion in Mcguire überzeugen können."
Zeichnung: Arndt

Überfall auf Bhf. Wannsee

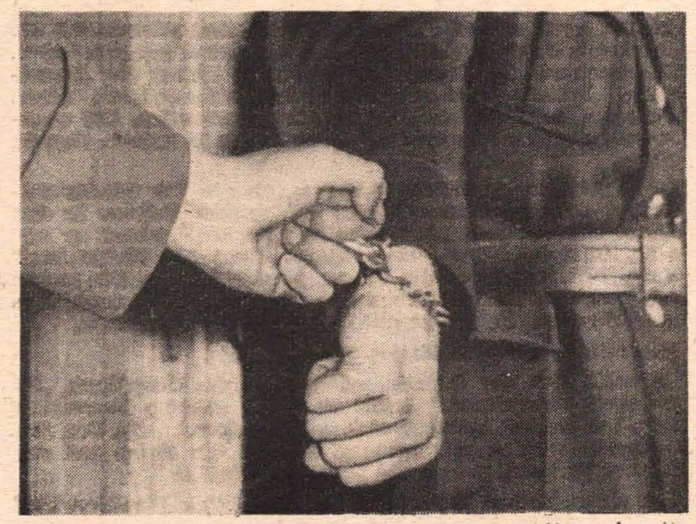
Ein Bericht nach Tatsachen gestaltet von Günter Schwarzlose und Gerhard Berchert

„Der Horst will heiraten! Läßt sich an goldener Knebelkette abführen. Hast du's gehört, Rolf?"
Rolf Otto hat es vernommen. Doch die Augen des jungen Wachtmeisters der Transportpolizei wandern auch weiterhin aufmerksam über die Gleisanlagen der S-Bahn, über Schienen, Schwellen, Schotter. Er ist im allgemeinen etwas zurückhaltender als sein spottlustiger Genosse Klaus Rückert, der mit dem Oberwachtmeister Horst Classe und ihm zusammen den Streifendienst versieht, und dessen Gedanken sich manchmal ebenso kräuseln wie seine Haare.
Schließlich bequemt sich Rolf doch zu einer Antwort.
„Immer noch besser, als von der Stupo weggeschleppt", meint er.
Horst Classe, Streifenführer, Eheaspirant und unfreiwilliges Objekt des vorangehenden Disputs, bleibt bei diesen Worten stehen.
„Haste Dampf?" fragt er.
„Ach was!" kommt ein klein wenig verärgert die Antwort. „Mir ging das nur noch mal so durch den Kopf, mit der Sache von gestern. War bestimmt kein schönes Gefühl für die Genossen, sich von den Stupos wie Verbrecher behandeln zu lassen."
„Was die auch auf unseren Bahnhöfen zu suchen haben", fällt Wachtmeister Rückert hitzig ein. „Schließlich gehört doch das Bahngelände auch in Westberlin zum Territorium der DDR. Denen sollte man mal was vor die Kumthölzer geben, wenn sie sich zu mausig machen!"
„Immer schön mit der Ruhe", meint Classe.
„Na, aber trotzdem!" empört sich jetzt auch der sonst so ruhige Rolf Otto. „Wenn die dir mit der Pistole vor der Nase rumfuchteln, dann juckt's dir bestimmt auch in den Fingern."
„Jucken schon", gibt der Oberwachtmeister zu. „Aber trotzdem sollte man immer dran denken, daß denen drüben jetzt nichts lieber wäre als eine kleine Schießerei zwischen uns und den Stupos."
Es ist gegen 10.00 Uhr, als die Streife der Transportpolizei den Bahnhof Wannsee erreicht. Die Genossen begeben sich zum Aufsichtshabenden des Bahnsteigs A, um mit ihrer Dienststelle zu telefonieren. Als sie den Dienstraum wieder verlassen, bemerken sie einen bewaffneten Stumm-Polizisten, der den Bahnsteig auf und ab patrouilliert. Oberwachtmeister Classe tritt an ihn heran und grüßt. Der Stupo bleibt stehen.
„Führt Sie ein dienstlicher Auftrag hierher?" fragt Horst Classe höflich.
Der andere nickt mit dem Kopf. „Ich bin für den Bahnhof dienstlich zuständig! Verstehen Sie mich?" erklärt er in der pathetischen Haltung eines schlechten Mimen.
Aha! denkt Horst, und eine sich steigernde Wut kriecht ob der Frechheit des anderen in ihm hoch. Doch er bleibt höflich.
„Das ist sicher ein Irrtum. Denn nur die Transportpolizei der Deutschen Demokratischen Republik ist örtlich und sachlich auf dem Gelände der Deutschen Reichsbahn zuständig. Das müßte Ihnen eigentlich bekannt sein. Wenn es nicht der Fall ist, dann müssen Sie sich bei Ihrer Dienststelle erkundigen. Jetzt verlassen Sie, bitte, den Bahnsteig!"
„Na, das werden wir regeln", sagt der Stupo höhnisch grinsend und verschwindet.
Die drei Genossen schauen ihm nachdenklich hinterher.
„Wenn der nicht mit Verstärkung wiederkommt, will ich Moritz heißen", knurrt Klaus durch die Zähne.
„Durchaus anzunehmen", bestätigt Horst. „Los, wir haben keine Zeit zu verlieren! Rüber nach Bahnsteig B, die Dienststelle verständigen."
Als Horst den Hörer in die Hand nimmt, sagt Rolf leise: „Da sind sie schon!"
Auf dem Bahnsteig A wimmelt es plötzlich von Uniformierten.
In diesem Augenblick wird die Tür des Dienstraumes aufgerissen. Zwei Stupos stehen in der Öffnung.

(Fortsetzung auf Seite 294)



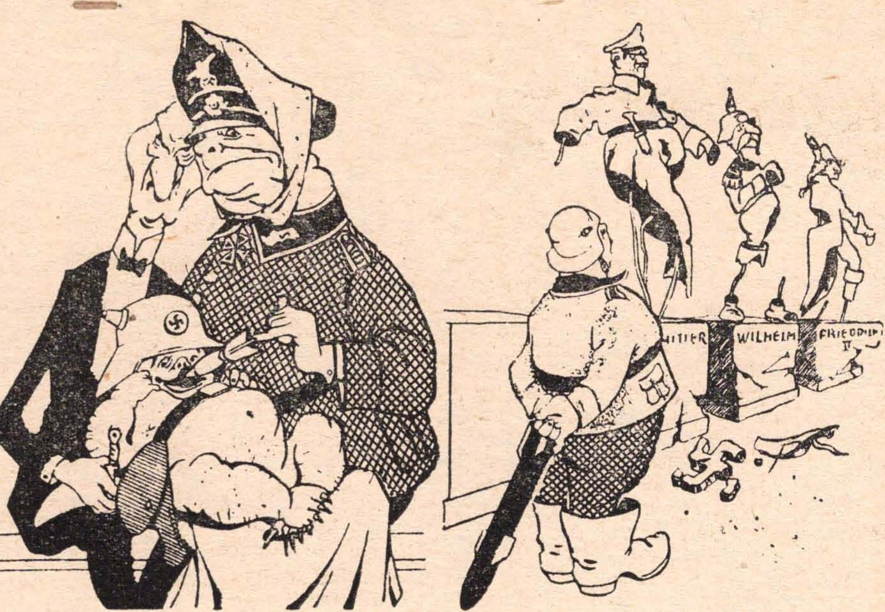
Sorgfältig untersuchen die Genossen Wachtmeister Otto, Oberwachtmeister Classe und Wachtmeister Rückert (v. l. n. r.) jeden Gegenstand, der innerhalb ihres Streifenbereiches auf den Gleisanlagen herumliegt. Sie wissen, der Frontstadtsenat will unmittelbar vor der geplanten Gipfelkonferenz neue Störaktionen inszenieren.



Stunden später fallen Brandts Bürgerkriegsgardisten bereits über sie her. Wie Schwerverbrecher werden unsere Genossen von den Stupos behandelt. Zwar körperlich der Übermacht unterlegen, erweisen sie sich jedoch moralisch als die Stärkeren.

STECKBRIEF





Name: Mister Bundeswehr.
Geburtsort: Bonn am Rhein.
Partei: Als echter Revanchist
kann er nur Nazi sein.

Seine Eltern: Kriegsverbrecher
à la Thyssen, Papen, Flick.
Die Adresse seiner Brüder:
Deutschland, Nürnberg, Galgenstrick.

Seine Ahnen: Ostlandritter.
Raub und Mord war ihr Gewerbe.
Und im Anblick dieser Sippschaft
fühlt er sich so recht als Erbe.

Überfall auf Bahnhof Wannsee

(Fortsetzung von Seite 293)

Die Tür kracht wieder zu.

Die beiden Westberliner „Freiheitshüter“ fuchteln draußen aufgeregt mit den Armen herum. „Hier sind sie“, soll das wohl heißen.

„Diese Trottel!“ denkt der leitende Stupo-Offizier auf Bahnsteig A. „Warum gehen die denn nicht rein? Haben die Kerle denn nicht kapiert, weshalb wir hier sind? Könnte doch 'ne nette Keilerei geben. Vielleicht sogar noch mehr. Wäre doch 'ne tolle Schlagzeile: ‚Wild um sich schießende Trapos provozieren vor der Gipfelkonferenz!‘ Würde sich der ‚Regierende‘ sicher darüber freuen.“

Dann gibt er sich einen Ruck. „Los, dalli!“ schreit er seine Leute an. „Auf den anderen Bahnsteig, im Laufschritt, marsch, marsch!“

Im Dienstraum des Bahnsteigs B scheint die Luft elektrisch geladen zu sein. Der Kalender an der Wand zeigt zwar erst den 22. April, aber die Genossen fühlen fast schmerzhaft die drückende Schwüle eines nahenden Gewitters auf sich lasten. Oberwachtmeister Classe berichtet noch immer der Dienststelle. „Ruhe bewahren!“ flüstert er zwischendurch seinen Genossen zu. Doch auch er ist bleich geworden. Die ungeheure nervliche Anspannung spiegelt sich in seinem Gesicht wider.

Es ist wie eine plötzliche Erlösung, als die Tür wieder aufspringt und der Stupo-Offizier mit seinem Gefolge in den Raum hereinpoltert. „Aufhören zu sprechen!“ schreit er und reißt Horst den Hörer aus der Hand. „Gebt eure Waffen her!“ Haßerfüllt funkelt er die Transportpolizisten an. Die stehen ruhig nebeneinander, haben die Pistolentaschen nach vorn geschoben und halten sie mit den Händen verschlossen.

Wie ratlos stehen die Stupos um sie herum.

Da beißt sich der Offizier wütend auf die Unterlippe. „Na los doch, entwaffnen!“ brüllt er. Seine Stimme überschlägt sich. Das weitere vollzieht sich in Sekundenschnelle. Den drei Genossen werden mit brutaler Gewalt die Arme auf den Rücken gerissen, man raubt ihnen die Waffen.

Von einem halben Dutzend der uniformierten Banditen wird zunächst Horst Classe hinausgezerrt. Soweit es ihm überhaupt möglich ist, leistet er passiven Widerstand. Seine Beine verheddern sich zwischen denen seiner Peiniger. Die Stupos fluchen.

„Nehmt doch die Knebelkette“, schreit einer. Dann geht es wie eine Lawine die Treppe hinunter. Ein junges Mädchen springt zur Seite und reißt entsetzt die Augen auf.

Vor dem Bahnhof steht ein Einsatzwagen. Horst fühlt sich angehoben und findet sich plötzlich mit schmerzenden Gliedern auf den harten Planken des Wagens wieder. Gleich darauf wird Rolf gefesselt herangeschleppt. Sein Gesicht ist verzerrt, denn die Knebelkette schneidet ihm ins Fleisch. Zuletzt wird Klaus auf den Wagen geworfen.

In rasender Fahrt geht es nun zum Polizeirevier 162 nach Zehlendorf. Ein kleiner dicker Revierbulle spielt den „Empfangschef“.

„Taschen entleeren, Koppelzeug ablegen!“ befiehlt er.

Klaus guckt sich den Dicken von oben bis unten an.

„Wozu?“ fragt er mit grimmiger Miene. „Mein Koppel ist für deinen Bauch doch sowieso zu eng.“

Einige Stupos grinsen.

„Ruhe!“ brüllt der Dicke. „Durchsuchen!“

Die Beine gespreizt, werden unsere Genossen an die Wand gestellt. Als die Durchsuchung beendet ist, sollen sie für die abgenommenen Gegenstände unterschreiben. Sie weigern sich.

„Na gut“, bellt der Revierbulle ärgerlich, „dann mach ich mir die Unterschriften nachher selber!“ Horst Classe zuckt gleichmütig mit den Schultern.

Plötzlich springen die Stupos auf und erstarren in strammer Haltung. Drei Offiziere sind eingetreten.

„Na, da seid ihr ja“, sagt der Dienstgradälteste von ihnen. Mit arroganter Miene mustert er unsere Drei.

„Alter Kommißknochen“, taxiert ihn Horst. Laut sagt er: „Wir protestieren gegen unsere widerrechtliche Festnahme und fordern die Herausgabe unserer Waffen sowie unsere sofortige Freilassung!“

Der Offizier schaut zu dem Langen auf und wippt auf den Zehenspitzen.

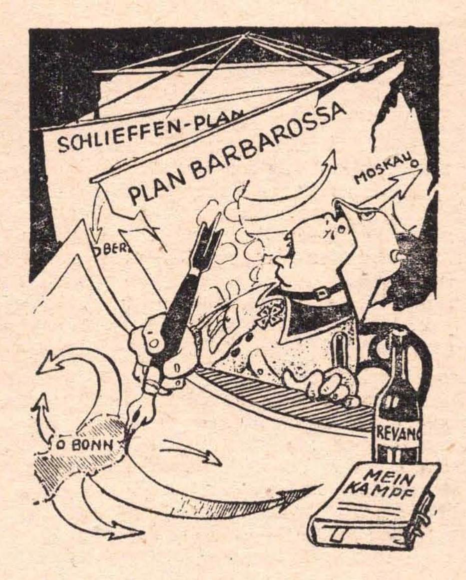
„Das entscheiden ja nun andere, ob ihr im Recht seid oder nicht“, erwidert er höhnisch grinsend. Dann kommandiert er: „Los, ab ins Polizeigefängnis!“

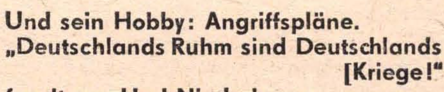
Zwei Bänke und ein alter Tisch mit eingekerbten Schachfeldern sind die einzige Ausstattung der durch ein die ganze

(Fortsetzung auf Seite 300)

STECKBRIEF

Aus „Krasnaja Swesda"





Und sein Hobby: Angriffspläne.
„Deutschlands Ruhm sind Deutschlands [Kriege!"
faselt er, „Und Niederlagen
gibts nicht! Nur verlorne Siege."



Familienstand: Halbwilde Ehe
mit der Hitlerhure Franco.
Nur daß sie nicht NATOgam ist,
das empfindet er als Manko.



Seine Masche ist der Blitzkrieg,
weil er sich nicht überlegt,
daß der Blitz in diesem Falle
ihn im eignen Haus erschlägt.

Militärpolitische Umschau *(Fortsetzung von Seite 292)*

mehr auf den größten strategischen Atomwaffen allein, sondern auf einem ausgewogenen System der Streitkräfte" beruhen soll.

Aus diesen Worten geht einmal hervor, daß die Militaristen gezwungen sind, dem Scheitern ihrer alten Konzeption, die sich vor allem auf das strategische Bomberkommando der USA stützte, Rechnung zu tragen. Andererseits sieht Strauß hier eine Möglichkeit für die deutschen Militaristen über das „ausgewogene System der Streitkräfte" in der NATO größere Befehlsgewalt zu erlangen. Wurde ihnen doch bereits auf einer Sondersitzung des NATO-Rates, am 19. Mai 1960 bestätigt, daß sie über die stärksten militärischen Kräfte der westeuropäischen Staaten verfügen. Den Straußschen Faden spannen auf der Parlamentstagung die CDU-Abgeordneten mit einem Antrag über Ausrüstung der Truppen aller WEU-Staaten mit Atomwaffen weiter. Dieser Antrag, der vor allem der Bundesrepublik die Massenvernichtungswaffen in die Hand spielen sollte, wurde von der Mehrheit des Parlaments abgelehnt. Strauß will diese Niederlage berichtigen, indem er versucht, bei seinem USA-Besuch, in zweiseitigen Verhandlungen (!!) mit Washington, die direkte Verfügungsgewalt über die auf dem Territorium der Westzone stationierten Atomwaffen zu erlangen. Das westzonale Kriegsministerium teilte am 1. Juni mit, daß man bei der Ausrüstung der Bundeswehr nicht umhin könne, der „zukünftigen technischen Entwicklung Rechnung zu tragen" („Frankfurter Rundschau" vom 1. Juni 1960).

Zur gleichen Zeit, da Strauß auf dem WEU-Parlament für die Vormachtstellung des deutschen Militarismus eine Lanze brach, gab der französische Staatspräsident de Gaulle eine interessante Erklärung ab. Er sei zwar auch für die europäische Einheit, so führte er aus, dabei müßte Frankreich jedoch seine „eigene Rolle" behalten und seine „eigene Atomrüstung" haben. („Frankfurter Rundschau" vom 2. Juni 1960.) Inhalt und Zeitpunkt dieser Erklärung dürften durchaus nicht zufällig sein.

Die Völker sprechen das letzte Wort

Nachdem der gestürzte südkoreanische Diktator mit Hilfe der neuen Regierung sowie der USA aus Südkorea flüchten konnte, erheben sich die Massen Südkoreas gegen das „neue Regime", weil es dem Diktator Schützenhilfe leistete. Man verweist mit Recht auf das Schicksal des türkischen Diktators Menderes, der verdienterweise hinter Schloß und Riegel sitzt und seiner Aburteilung entgegensieht.

Die Massenbewegung in der Türkei richtete sich vor allem gegen die rücksichtslose Terrorpolitik Menderes', gegen die Militärpakte, gegen den ökonomischen und militärischen Ausverkauf der Türkei. 120 USA-Stützpunkte und Radarstationen existieren auf türkischem Boden an der sowjetischen Grenze.

Aus ähnlichen Gründen ist auch der Thron des japanischen Ministerpräsidenten Kishi beträchtlich ins Wanken geraten. Mit Entschiedenheit forderten die japanischen Arbeiter, Bauern und Studenten während des Generalstreiks am 4. Juni 1960 die Annullierung des gefährlichen Militärpaktes mit den USA, den Rücktritt Kishis sowie die Auflösung des Parlaments und erteilten wenig später den ungebetenen amerikanischen Gästen eine deftige Abfuhr.

Der Sturz Menderes, das Wanken Kishis haben trotz bestimmter Unterschiede der Situation in diesen Ländern zur Lage in Westdeutschland eine schlechte Vorbedeutung für Adenauer. Schließlich verbinden den Diktator der Westzone doch engste Gemeinsamkeit mit seinen Gesinnungsgenossen Menderes, Li Syng-man und Kishi. Gemeinsam wetteiferten sie um den komplettesten Verrat der nationalen Interessen ihrer Völker und erwiesen sich in der Vergangenheit als die getreuesten Lakaien des USA-Imperialismus. Nicht umsonst versuchte deshalb Adenauer seinen Kumpan Menderes noch kurz vor dessen Sturz mit einer Injektion von 150 Millionen Mark zu retten.

In Tokio bemühte er sich Anfang April, mit Kishi die antikommunistische Achse Berlin—Tokio zu erneuern. Doch all solche volksfeindlichen Aktionen sind letzten Endes zum Scheitern verurteilt. Denn immer mehr Menschen in den kapitalistischen Ländern machen sich die Worte N. S. Chruschtschows zu eigen: **„Die Bändigung der aggressiven Kreise wird die internationale Entspannung fördern. Nachsicht mit Aggressoren kann zum Kriege führen."**

Haargenau treffen diese Worte vor allem auf die Lage in Westdeutschland zu. Die Militaristen gebärden sich immer aggressiver und verschärfen die Lage. Die provokatorischen 10 Forderungen des westzonalen Kriegsministers Strauß an die SPD, die verstärkten Polizeimaßnahmen, das Schüren des Revanchismus über Pfingsten durch Strauß, Seebohm und Merkatz auf den Treffen der Landmannschaften usw. usw., lassen deutlich werden, daß es höchste Zeit ist, den deutschen Militaristen energisch entgegenzutreten und die kriegslüsterne Clique zu bändigen.

Hauptmann Lindner

Frei von der Leber

Berufene stehen Rede und Antwort

Unsere monatliche Diskussion

An dieser Stelle lesen Sie nicht, wie sonst üblich, den Bericht einer von uns organisierten Diskussion. Wir veröffentlichen diesmal vielmehr kurze Beiträge zu Fragen, die entweder von zahlreichen Armeeangehörigen diskutiert werden oder für sie von Interesse sind. Es handelt sich dabei, den Bericht des Genossen Döring ausgenommen, nicht um Originalbeiträge für die AR, sondern um Antworten, die in Foren Berliner Geistesschaffender bzw. der „Berliner Welle" gegeben wurden.

Welcher Zusammenhang besteht im internationalen Maßstab zwischen Recht und Macht?

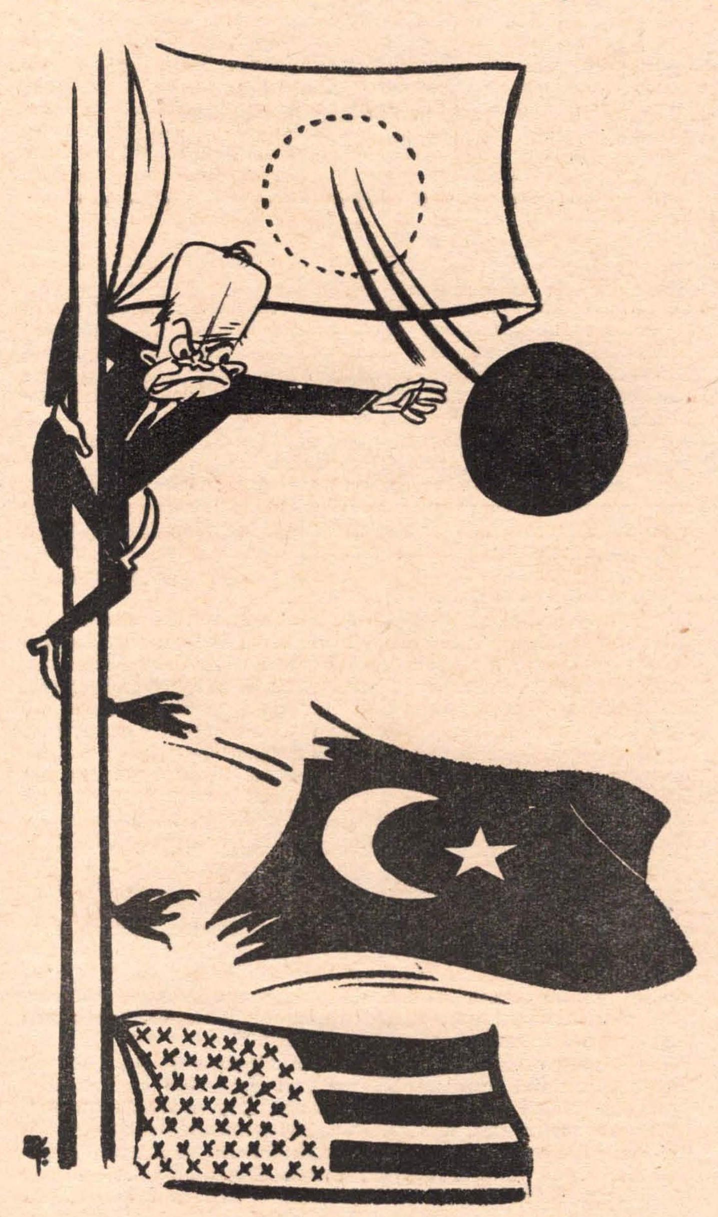
Prof. G. Eisler: Was das Völkerrecht betrifft, so wissen wir, daß es eine große moralische Macht hat. Derjenige, der eindeutig das Völkerrecht bricht, ist im moralischen Nachteil. Aber irgendeine Institution, die automatisch das Recht durchsetzt, die kann es nicht geben und gibt es noch nicht. Chruschtschow hat nicht aus dem Fenster herausgeschaut und gesagt: Dürfen die denn über unser Territorium fliegen und das Recht brechen? Er hat den Befehl gegeben sie abzuschießen. Das heißt: Die Macht hat dem Recht zum Recht verhelfen müssen. Und die Amerikaner haben die U-2-Flüge momentan nicht eingestellt, weil sie etwa das Recht anerkennen, sondern sie haben ganz offen in ihrem außenpolitischen Ausschuß zugegeben: Wir können das einfach nicht mehr machen, erstens, weil wir abgeschossen werden, zweitens, weil die Basen, von denen die Flüge ausgehen, ebenfalls „abgeschossen" werden, und drittens, weil wir auf der ganzen Welt moralisch in Nachteil geraten sind.

Das ist also eine internationale Machtfrage. Und daß sich die internationalen Machtverhältnisse sehr zu unseren Gunsten verändert haben, zugunsten des sozialistischen Lagers, ist bekannt. Da kann Adenauer sagen: „Gott sei Dank, daß sie fliegt." Aber wenn solche U-2 von Frankfurt usw. fortfliegen, so droht auch diesen Militärstützpunkten das, was Malinowski gesagt hat. Das sozialistische Lager hat heute eine gewaltige militärische und ökonomische Macht — und auch eine moralische Macht, weil es die Macht nicht zur Aggression besitzt, sondern um Kriege auszuschalten. Dabei ist natürlich die militärische Macht, die auch das Recht zum Durchbruch bringt und Rechtsbrecher sehr energisch verhindert zu Wege zu gehen, von äußerst eminenter geschichtlicher Bedeutung.

Das Recht setzt sich also durch in dem Maße, wie man die Macht hat es auch gegen die reaktionären Kräfte durchzusetzen.

Und die UNO? Sie wissen, die UN ist kein abstraktes Gebilde. Im Sicherheitsrat sitzen doch Staaten, die in irgendeiner Weise abhängig sind von den USA. Ob es die Engländer sind, die von dort Kredite haben, oder die Franzosen, die Waffen haben wollen, oder ob es irgendwelche andere Staaten sind, die nicht offen mit den Amerikanern in Krach kommen wollen und sich also winden und drehen. Das sind Leute, Länder, die ihre konkreten kapitalistischen, ökonomischen und militärischen Interessen vertreten. Es gibt also in der Welt noch keine objektive Institution, die wie der heilige Geist zu Pfingsten über allen Wassern schwebt.

Professor Steiniger, Mitglied des Weltfriedensrates: Die Wachsamkeit, daß der Frieden nicht noch einmal, z. B. durch die deutschen Militaristen, z. B. durch die Förderer des deutschen Nazismus zur Zeit von München gestört werden kann, die ist repräsentiert durch Millionen Menschen in der ganzen Welt. Ich habe — und das erlaube ich mir als Mitglied des Weltfriedensrates zu sagen, ich komme gerade frisch aus Bagdad — ich habe in Bagdad eine Million Menschen auf der Straße demonstrieren sehen, mehr als die Stadt Einwohner hat — aus den umliegenden Dörfern waren Delegierte dazugekommen. Das sind eminent wachsame Horchposten des Friedens gegen die Aggression. Und das ist ausgezeichnet.



... Sonne, Mond und Sterne löschen aus ihr Licht ...

Bis zu wieviel km Höhe reicht die Lufthoheit der Sowjetunion?

Professor Steiniger, Mitglied des Weltfriedensrates: Sie haben die Frage gestellt, wie hoch die Gebietshoheit der Sowjetunion denn reicht? So hoch wie es für Herrn Powers nötig war, reicht sie offenbar, das kann Ihnen Herr Powers bestätigen. Es gibt da auch mit den bürgerlichen Kollegen jeder Richtung gar keine Differenz. Ich persönlich habe andere Vorstellungen in der Begründung, sehr vielfältig andere, aber ich habe mir erlaubt, in einem Artikel z. B. auch Herrn Verdross* zu zitieren. Herr Verdross sagt: so weit, wie er den Luftraum beherrscht weiß. Er nennt es Effektivitätstheorie. So weit der Himmel effektiv beherrscht wird, so weit reicht die Gebietshoheit jedenfalls immer — ich glaube nicht, daß das die ganze Wahrheit ist, aber darüber sind wir uns jedenfalls einig, und das würde ja schon reichen.

Ich glaube, daß das Entscheidende in einer ganz anderen Frage liegt. Ob aus der Luft, zu Wasser, unter Wasser, auf

* Der bekannteste bürgerliche Völkerrechtler deutscher Sprache.

„Siehst du, Kumpel — Aktionseinheit und schon ist er flügellahm!“

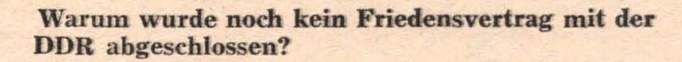
Zeichnungen: Arndt



der Erde oder Gott weiß woher: Jeder Akt, der der Aggression dient, ist ein Verbrechen! Ob in 20 km Höhe oder in 2 m Höhe, und beliebig nach oben und unten.

Das Problem der Lufthöhe ist nicht das entscheidende Problem. Herr Chruschtschow hat gesagt: Wenn Herr Eisenhower mit seiner ganzen Gesellschaft, Herrn Nixon, Herrn Herter und Herrn Dulles, über unseren Himmel fahren will, bei allgemeiner, vollständiger und kontrollierter Abrüstung, werden wir unten stehen und winken.

Warum denn nicht? Da wird man sich über Lufthoheit auch einigen müssen, aber das wird man dann leicht können. Spionagechefs werden dann brotlos werden, aber es wird sich schon für sie eine Beschäftigung finden. Allan Dulles kann dann Flugzeugführer werden, und dann kann er fliegen, da wird man großzügig sein, da wird man Ausnahmen bewilligen. Es geht nicht um die Höhe der Luftsäule, obwohl da auch alles klar ist, sondern es geht um: für oder gegen die Aggression, für oder gegen kalten und heißen Krieg, es geht um Verständigung und friedliche Koexistenz oder um Aufputschen einer Situation bis das neue Sarajewo da ist.



Warum wurde noch kein Friedensvertrag mit der DDR abgeschlossen?

Professor G. Eisler: Ein Friedensvertrag soll die Reste des zweiten Weltkrieges beseitigen. Das ist natürlich bei uns viel leichter als in Westdeutschland. Wir in der DDR haben zwar das Westberliner Problem zu lösen und die mit diesem Problem zusammenhängenden Fragen, aber nicht die Fragen des Militarismus, der Grenzen unserer östlichen Nachbarn, der Aufrüstung, des Wettrüstens, des Revanchismus usw. Alles das aber gibt es in Westdeutschland. Ein Friedensvertrag soll auch diese Probleme in Westdeutschland lösen helfen, und dadurch kann auch der Friedensvertrag eine Klammer zwischen den beiden deutschen Staaten sein.

Was uns also vom nationalen Gesichtspunkt aus mehr nützen kann, ist, nicht jetzt gleich einen Friedensvertrag mit der DDR abzuschließen. Besser ist es, den Versuch zu machen, in sechs oder acht Monaten eventuell auf einer neuen Gipfelkonferenz das Problem eines Friedensvertrages mit beiden deutschen Staaten mit den drei Westmächten noch einmal zu diskutieren.

Nun, es gibt natürlich einen Punkt, an dem die Grenze unserer Geduld endet. Dann wird eben der Friedensvertrag von allen jenen Staaten, die daran interessiert sind, mit der Deutschen Demokratischen Republik abgeschlossen werden.

Doch eine Illusion sollten wir uns auf keinen Fall machen. Glauben wir nicht, daß der Abschluß eines Friedensvertrages mit der DDR das westdeutsche Problem löst. Auch wenn wir einen Friedensvertrag mit der Sowjetunion und anderen Staaten unterzeichnen, heißt das natürlich noch keineswegs, daß deshalb auch schon friedliche Verhältnisse in Westdeutschland hergestellt sind. Auch heißt das noch keineswegs, daß sich unser Verhältnis zu Westdeutschland normalisieren wird. Dazu ist eine Änderung der Lage in Westdeutschland selbst notwendig. Dazu müssen das derzeitige Regime von den Westdeutschen geändert und die Militaristen gebändigt und beseitigt werden, sonst kann es auf dem Wege der friedlichen Wiedervereinigung keinen Schritt vorangehen.

So dürfen wir uns daher nicht der Illusion hingeben, ein Friedensvertrag mit der DDR könne die deutsche Frage lösen. Erst muß der Militarismus in Westdeutschland beseitigt werden. Ein Friedensvertrag kann das erleichtern. Aber die entscheidende Aktion muß von uns Deutschen selbst kommen.

Wie wird es weitergehen?

Manfred Gerlach, Generalsekretär der LDPD und Abgeordneter der Volkskammer: Sicher muß man davon ausgehen — und wir haben das vielleicht in den vergangenen Monaten nicht immer richtig zum Ausdruck gebracht —, daß der Weg zur Sicherung des Friedens kein Spaziergang ist, sondern daß es notwendig ist, viele Widerstände zu überwinden. Manche Bürger meinten, wir seien schon auf dem besten Wege in ganz kurzer Zeit den Frieden gesichert und die aggressiven Kreise für immer überwunden zu haben. Aber es hat sich doch gezeigt, daß Chruschtschow sehr recht hatte, als er, nachdem er von Camp David zurück war, ausdrückte, Eisenhower wird es sehr schwer haben den Kurs der Entspannung, der friedlichen Koexistenz bei sich durchzusetzen. Es hat sich gezeigt, daß Eisenhower das gar nicht konsequent wollte, daß er sich von den aggressiven Kreisen hat einfangen und eine Politik oktruieren lassen, die für die friedliebenden Kräfte nicht angenehm ist.

Und deshalb meine ich — vielleicht könnten wir auch von dem guten Prinzip der Chinesen „vom Punkt zur Fläche“ ausgehen — daß wir erstmal sozusagen am Punkt, d. h. in Westdeutschland und Westberlin, Ordnung schaffen, indem wir den Militarismus überwinden. Damit schaffen wir zu unserem Teil die Voraussetzungen, daß in der ganzen Welt die Sicherung des Friedens gut vorankommt.

Warum viele Republikflüchtige zurückkommen

Soldat Döring: Ich bin aus dem Thüringer Wald, aus dem Kreis Ilmenau. Früher hieß es bei uns: Im Flachland sind LPGs gut, aber nicht unter unseren geographischen Verhältnissen, nicht bei unseren Steilhängen. Heute sind alle in der LPG, weil sie inzwischen eingesehen haben, daß so auch bei uns billiger und mehr produziert werden kann. Die guten LPGs in Bennewitz und Neustadt haben dazu viel beigetragen. Früher war bei uns ein Feld von einem Hektar schon groß. Heute werden Felder von mehreren Hektar mit Traktoren und Mähbindern bearbeitet. Die Flächen, wo es mit Maschinen nicht geht, werden als Weiden oder Geflügelfarmen genutzt. Ein kleiner Restteil wird noch weiter mit LPG-Pferden bestellt.

Bei uns ist auch das Zentrum der Thermometerindustrie. Vor einigen Jahren ist ein beträchtlicher Teil Menschen daraus nach dem Westen abgehauen. Die Besitzer der Privatquetschen oft deshalb, weil sie mit Thermometern geschoben hatten, die Arbeiter, weil sie in den kleinen Buden bei den Unternehmern nicht viel verdienten.

Heute gibt es in Geraberg und Geschwenda ein zentrales, großes volkseigenes Thermometerwerk. Der Durchschnittsverdienst liegt ungefähr bei 500 Mark. Es gibt Spitzenverdiener unter den Arbeitern, die kommen auf 1000 bis 1200 Mark. Ich kenne einen Kumpel aus Geschwenda, der ist 19 Jahre alt. Ich habe seinen Lohnstreifen im letzten Urlaub gesehen. 1007 Mark standen da drauf. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß von denen, die nach dem Westen abgehauen waren, bereits jetzt 80 Prozent wieder zurück sind.

Die Entwicklung wird auch weiter zu unseren Gunsten und zuungunsten des Westens verlaufen. Im Siebenjahrplan ist z. B. Geraberg ein Millionenprojekt. Eine große, neue Fabrik wird dort gebaut.

Von der „Ju 86" zur „Lockheed U-2"

Von Karlheinz Eyermann

Captain Francis Harry Powers gestand nach dem Abschuß durch eine Luftabwehrrakete bei Swerdlowsk den sowjetischen Sicherheitsorganen, daß er auch mit den Betonpisten westdeutscher Flughäfen vertraut ist. Diese Episode am Rande der Luftspionageaffäre lenkte unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf Westdeutschland, und nicht zu Unrecht.

*

Die Luftspionage ist fast so alt wie das Flugzeug selbst. Etwa zwanzig Jahre nach dem ersten Wrigthschen Motorflug hatten deutsche Piloten die ersten Spionageaufträge in ihren Kartentaschen. Heute gehören Aufklärungsflugzeuge zum ständigen Arsenal westlicher Geheimdienste.

Geheimpapier, unsichtbare Tinte, falsche Schnurrbärte, korrupte Journalisten und Maler, zweifelhafte Tänzerinnen und Militärattachés sind in den Hintergrund getreten. Mata Hari und der österreichisch-ungarische Generalstäbler Redl sind antiquierte Figuren in der Spionage. Wissenschaftler und Techniker werden als „brain trust" („Gehirntrust") heute in den imperialistischen Spionageapparaten mißbraucht. U-Boote, Flugzeuge und elektronische Geräte sind die wichtigsten Requisiten. Wie die U-2-Affäre bewies, scheut man sich bei der Anwendung dieser Mittel durchaus nicht vor dem brutalen Bruch des Völkerrechts und vor der offenen Grenzverletzung.

Allan Dulles, Chef der Central Intelligence Agency plädierte mit folgenden Worten am 15. Oktober 1958 für die Anwendung der modernen Technik in seinem schmutzigen Metier:

> „Wir meinen, daß die wissenschaftliche Seite der Sammlung von Erkundungsnachrichten auf ein Niveau gebracht werden muß, auf dem Radar- und Elektronengeräte die Spionin Mata Hari vergangener Jahrzehnte ersetzen sollen."

Allan Dulles unterzog die faschistische Luftspionage einer eingehenden Analyse und stellte deren Erfahrungen an den Anfang der CIA-Sonderflugkommandos, zu denen auch Captain Powers gehörte. In den deutschen Geheimakten und dem erbeuteten Luftbildarchiv des Oberkommandos der faschistischen Luftwaffe fand Dulles genügend Vermerke über die wertvollen Schrittmacherdienste, die Luftbildmaschinen bei der Sammlung strategisch wichtiger Nachrichten in Friedenszeiten geleistet hatten. Aus den Akten ging hervor, daß neben dem Oberkommando der Luftwaffe auch der militärische Geheimdienst des Admirals Canaris den Fernaufklärungsstaffeln vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges direkt Aufträge erteilte.

Göring, während eines Verhörs im Nürnberger Prozeß nach einer Eintragung über Spionageflüge im Tagebuch des Chefs des OKW-Führungsstabes, Jodl, befragt, machte folgende aufschlußreiche Ausführungen:

> „Wenn diese Eintragungen auf Grund einer Meldung des Admirals Canaris, Chef ‚Ausland/Abwehr', von Jodl im Zusammenhang mit der Sonder-Fernaufklärungsstaffel Rowehl eingetragen wurden, so hängt dies damit zusammen, daß Canaris bei seinen Beziehungen zu dieser Staffel, welcher er selbst häufig Abwehr- oder Spionageaufgaben gestellt hat, von meiner Absicht dieses Einsatzes der Staffel Rowehl, den ich außerordentlich geheim halten wollte, erfahren und dies scheinbar dem Oberkommando der Wehrmacht mitgeteilt hat..."

*

Als Dulles die Luftspionage der US-Air Force unter seinen Oberbefehl nahm, gab er den Lockheed-Werken einen lukrativen Konstruktionsauftrag, in kürzester Frist einen Höhenaufklärer zu entwickeln, der außer Reichweite der sowjetischen Luftabwehr operieren und, durch Radarortung schwer feststellbar, ohne Risiko das Territorium der UdSSR überfliegen könne. Das Endprodukt von Ingenieur Johnsons Arbeit war der Typ U-2, der bis auf Höhen von etwa 23 Kilometern steigen soll.

Dieser Gedanke über den Bau eines speziellen Höhenflugzeuges für Luftspionage wurde nicht in der Washingtoner 2430 E-Street N. W., dem Büro von Allan Dulles geboren. Der



„Was schert uns das Völkerrecht!" sagte sich die Naziregierung und beschaffte sich mittels ihrer Fernaufklärer wichtige Spionageunterlagen für den Überfall auf die Sowjetunion.

CIA-Chef wußte aus der Geschichte der deutschen Luftspionage, daß für die Canaris unterstellten Aufklärungsflieger Sondermaschinen bewährter Junkers- und Dorniertypen angefertigt wurden. Flugzeuge vom Typ Do 215 mit eigens konstruierten Höhenmotoren und Ju-86-Maschinen mit Höhenmotoren und Druckkabinen konnten auf ihren Spionageflügen Höhen zwischen 10 000 m und 13 000 m aufsuchen und blieben relativ unbelästigt von Abfangjägern.

In Deutschland in die Lehre gegangen, versuchte der amerikanische Geheimdienst mit den Lockheed-Maschinen im Luftraum der sozialistischen Länder herumzuspionieren und zu provozieren. Ebenso gewissenlos wie einstmals die Nazis, traten damit die regierenden Kreise in den USA das Völkerrecht mit Füßen. Allerdings nicht ungestraft. Bei Swerdlowsk vernichtete eine einzige sowjetische Luftabwehrrakete in 20 000 m Höhe das technische Prunkstück westlicher Luftspionage.

*

Bei der Vorbereitung der CIA-Luftspionageaktionen wertete die Luftwaffenabteilung des riesigen Geheimdienstapparates gründlich die „Osterfahrungen" der faschistischen Luftwaffe aus.

Als beispielsweise Powers nach seinem gelungenen Fallschirmabsprung aus der zertrümmerten U-2 von den in 1.-Mai-Festtagsstimmung befindlichen Einwohnern des Dorfes Kosulina gefangengenommen wurde, steckten in besonderen Taschen seiner Stratosphärenkombination neben fein säuberlich in verschiedenen Zellophanbeuteln geordneten Devisen zwei goldene Armbanduhren und sieben goldene Damenringe. Sie sollten ihm den Weg zurück in ein NATO-Land bahnen.

Auch die faschistischen Fernaufklärer waren auf ähnliche Weise ausstaffiert. Zur Ausrüstung der Besatzungen der Junkers- und Dorniermaschinen gehörten allerdings Ikone, bunte Glasperlen und Kopftücher, mit denen sie im Absturzfalle hinter dem Ural bei sibirischen Bauern hausieren gehen sollten. Es ist jedoch kein einziger Fall bekanntgeworden, daß dieser Tand Erfolg hatte.

Allan Dulles erfuhr durch deutsche Luftwaffenspezialisten, welche die Central Intelligence Agency zu Rate gezogen hatte, daß Göring und Canaris auch mit speziellen Bodenstationen Luftspionage zu betreiben versuchten.

Während der Verhandlungen im Nürnberger Prozeß gab Göring zu, daß die Absicht bestand, den Luftraum über dem Kaukasusgebiet mit Abhör- und geheimen Funkstationen zu überwachen, und zwar schon vor Beginn des zweiten Weltkrieges.

Göring erklärte dazu vor dem Militärtribunal in Nürnberg:

„Diesem gleichen Zwecke diente selbstverständlich die zweite Bemerkung, Horchstellen nicht im Kaukasus, sondern vor dem Kaukasus zu errichten."

Auch diese Form der Luftspionage wurde von Dulles übernommen. Wie jetzt bekanntgeworden ist, befinden sich auf besonderen Stützpunkten an der Peripherie des sozialistischen Lagers vom CIA unterhaltene Abhörstationen. An der Südflanke der NATO, besonders in der Türkei, aber auch im NATO-Zentrum Westdeutschland hat der amerikanische Geheimdienst in Zusammenarbeit mit der US-Air Force Abhöranlagen aufgebaut, die im Luftverkehr und militärischen Flugbetrieb der sozialistischen Länder verwendete Funkzeichen auf Tonbändern auffangen sollen.

Der heutige Stand der amerikanischen Luftspionagetechnik resultiert also nicht zuletzt aus den Erfahrungen der faschistischen Luftwaffe und des Canaris-Geheimdienstes.

Doch Allan Dulles weiß auch die engen persönlichen und geschäftlichen Beziehungen zu seinen in Bonn zur Zeit amtierenden Freunden sehr zu schätzen. Die Adenauer-Regierung ist nicht nur Mitwisser der amerikanischen Spionageflüge. Sie stellte sogar bereitwilligst Flugplätze für amerikanische Aufklärereinheiten auf deutschem Territorium zur Verfügung.

Auf dem Flughafen in Spangdahlem ist das 10. taktische Aufklärungsgeschwader der US-Air Force stationiert. Auf dem Flugplatz in Sembach hat sich das amerikanische 66. Aufklärungsgeschwader etabliert. Einer der schwerwiegendsten Luftspionagezwischenfälle wurde von einem dieser Stützpunkte am 4. Juli 1956 gestartet. Ein zweimotoriger Aufklärungsbomber überflog den Luftraum der DDR und Polens, verletzte sowjetisches Hoheitsgebiet bis in eine Tiefe von 320 km. Eine große Anzahl der von der sowjetischen Luftverteidigung registrierten Luftraumverletzungen kommen auf das Konto von in Westdeutschland stationierten amerikanischen Aufklärungsflugzeugen.

Der Stratosphärenaufklärer U-2, Dulles' Prachtstück in der Kollektion der CIA-Spionagemittel, wurde jahrelang „top secret" („streng geheim") gehalten.

Diese fliegenden Spionagelaboratorien der Lockheed-Werke waren eigens dafür angelegt, von den US-Stützpunkten am Rande des sozialistischen Lagers aus zu operieren. Es ist kein Zufall, daß die U-2 zuerst in Wiesbaden stationiert wurde, auf demselben Flugplatz, den auch Captain Powers anflog. In Wiesbaden befindet sich unter dem Befehl von Vier-Sterne-General Frederic H. Smith das Hauptquartier der US-Luftwaffe in Europa, dem 522 militärische Großanlagen mit nahezu 250 000 Mann Personal unterstehen. Die Befehlsgewalt von Smith erstreckt sich von den Flug- und Radarstützpunkten in Norwegen, Westeuropa und Nordafrika bis zu den Militärbasen in der Türkei und Pakistan. In diesem Hauptquartier werden sämtliche Spionageflüge geplant, die von der US-Air Force von NATO-Stützpunkten aus geführt werden.

Adenauer, der von den Spionageflügen mit Flugzeugen und Ballons bestens unterrichtet ist und als einer der eifrigsten Verfechter des amerikanischen Planes über die Durchführung von „Luftinspektionen" gilt, versuchte mit allen Mitteln, seine Beziehungen zu dieser Risikopolitik, die mit dem Abschuß der U-2 offen zutage trat, zu vertuschen.

Durch Pressechef Eckhardt ließ Adenauer am 9. Mai 1960 erklären:

„Von Flugplätzen in der Bundesrepublik aus werden von amerikanischen Flugzeugen keine Erkundungsflüge in das Gebiet jenseits des Eisernen Vorhanges unternommen."

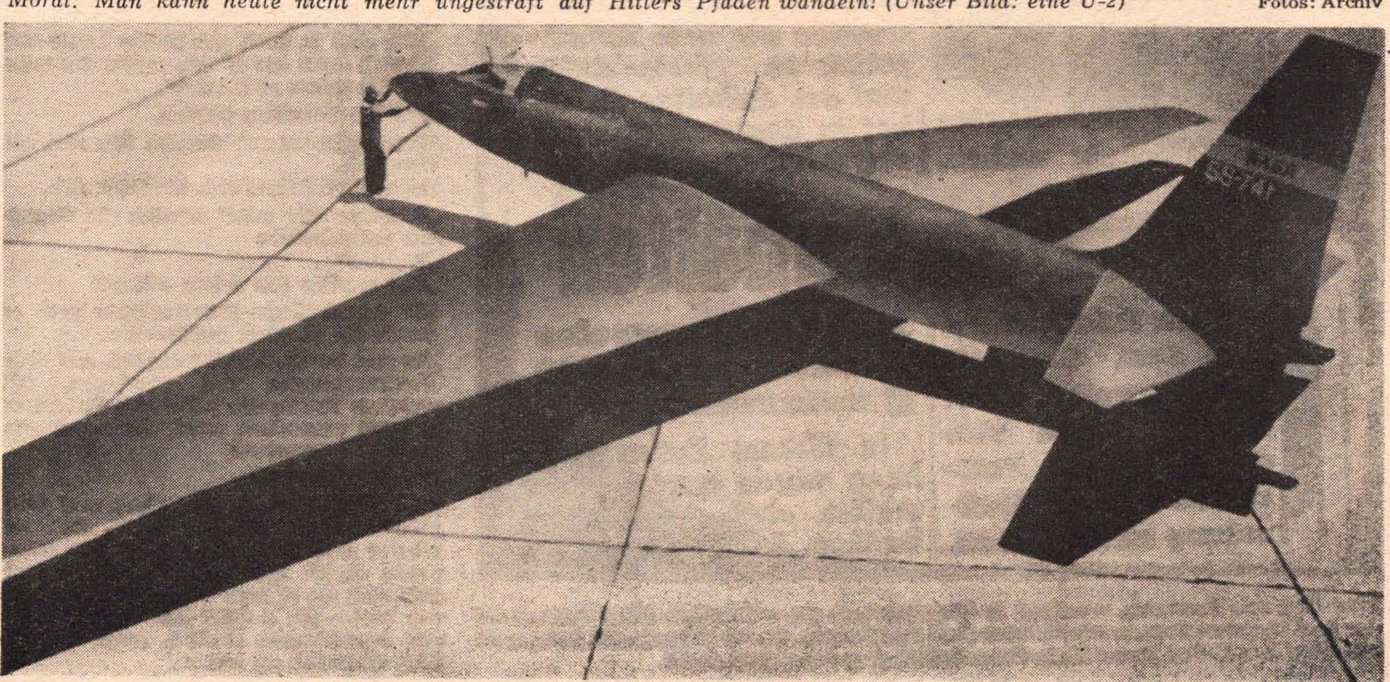
Die „National Aeronautics and Space Administration" in Washington widerlegte bereits vier Tage vorher die Bonner Ausflüchte:

„Seit Beginn des Aufklärungsprogramms im Jahre 1956 haben die fliegenden Wetterlaboratorien U-2 von Basen in Kalifornien, New York, Alaska, England, Deutschland, der Türkei, Pakistan, Japan, Okinawa und den Philippinen operiert."

Diese Tatsachen lassen sich nun einmal nicht mehr aus der Welt schaffen. Es ist offensichtlich geworden, daß die Herren in Washington und Bonn, die sich nur allzu gern als Freiheitsapostel aufspielen, in skrupellosester und noch weitaus gefährlicherer Weise das verbrecherische Treiben der Hitlerfaschisten fortsetzen.

Allerdings — wie der Abschuß von Swerdlowsk und der Befehl Marschall Malinowskis an den Oberbefehlshaber der sowjetischen Raketentruppen erkennen lassen — künftig nicht mehr ungestraft!

„Was schert uns das Völkerrecht!" sagte sich die USA-Regierung — und erlebte das U-2-Fiasko von Swerdlowsk. Moral: Man kann heute nicht mehr ungestraft auf Hitlers Pfaden wandeln! (Unser Bild: eine U-2) Fotos: Archiv



Überfall auf Bahnhof Wannsee

(Fortsetzung von Seite 294)

Vorderwand einnehmendes Eisengitter vom Gang getrennten Sammelzelle.

„Hab ich einen Qualm", sagt Klaus. „Ich könnte jetzt muffeln wie 40 Westberliner Arbeitslose."

„Hunger ist noch nicht das Schlimmste", seufzt Rolf und blickt traurig zur Erde. „Durch Gitter betrachtet sieht die Welt viel trüber aus."

„Mach dir nichts draus", versucht Horst ihn zu trösten. „Hier kommen wir schon wieder raus!"

Auf dem Gang schlurft der Wärter heran. „Wollt ihr essen? Prima Gulasch!"

Horst sieht auf den dampfenden, einen appetitanregenden Duft ausströmenden Essenkübel.

„Nee!" sagt er rasch. Klaus schaut ihn an. Sein Kehlkopf springt auf und nieder. Er kann den zusammenlaufenden Speichel kaum bewältigen.

„Was denn?" fragt erstaunt der Wärter, „sprechen Sie für alle?"

Da haut Klaus mit der Faust auf den Tisch.

„Na klar", ruft er. „Wir wollen euren Bettel nicht, wir wollen hier raus! Nicht wahr, Rolf?"

Rolf nickt eifrig mit dem Kopf.

„Na so was!" sagt nun der Wärter verdutzt. „Hungerstreik! Das habe ich doch noch nicht erlebt." Kopfschüttelnd schlurft er wieder davon.

Die drei gucken sich zufrieden an. Komisch, der Hunger ist weg und die Müdigkeit auch.

Einzeln werden sie zur Vernehmung bei der politischen Polizei geholt. Als Oberwachtmeister Classe das Vernehmungszimmer betritt, beginnt er sofort zu sprechen:

„Ich protestiere gegen . . ."

„Gehört nicht zur Sache", unterbricht ihn der etwa 30jährige, schwarzhaarige, hinter dem Schreibtisch sitzende Mann in Zivil.

„Warten Sie gefälligst bis Sie gefragt werden, und sprechen Sie dann zur Sache!"

„Dazu verweigere ich jegliche Aussage!"

„Was sagen Sie da? Hören Sie, wenn Sie sogar Angaben zur Person verweigern, dann können Sie bei uns laut Gesetz bestraft werden!"

„Nun hören Sie mal!" erregt sich Horst. „Ich bin Bürger der DDR und wurde auf dem Territorium unserer Republik widerrechtlich festgenommen. Das ist Menschenraub! Dafür können Sie laut Gesetz schwer bestraft werden!"

Der Schwarzhaarige verschluckt sich am Rauch seiner Zigarette. Die Vernehmung ist beendet. Auch bei den anderen beiden Genossen hat die politische Polizei kein Glück.

Man sperrt jetzt alle in Einzelzellen. Wieder schlurft der Alte mit dem Essenkübel über den Flur. „Prima Gulasch!" lockt er jeden.

Keiner nimmt das Essen.

„Mir schmeckt's nur im Kollektiv", sagt Klaus. „Hier habe ich zuviel ‚Freiheit der Persönlichkeit'!"

Und wieder geht es zur Vernehmung.

Diesmal versuchen es die Beamten der politischen Polizei auf eine andere Tour.

„Ihr werdet doch von euren Offizieren völlig verblendet", sagt der eine zu Klaus Rückert. „Ihr habt doch ganz falsche Vorstellungen von Westberlin."

„Na, ich finde", meint Klaus, „daß sich diese Vorstellungen für mich heute glänzend bestätigt haben. Und was unsere Offiziere betrifft, so weiß ich, daß das Arbeiter und Bauern sind, genau wie . . ."

„Nu hör schon auf! Du brauchst hier nicht noch Propaganda für eure sogenannte DDR zu machen."

„Zum Kuckuck! Was heißt hier sogenannt? Ihr werdet euch an dieser ‚Sogenannten' noch mal den Kopf einrennen!"

„Mensch, Classe", sagt ein anderer mit gutmütigem Lächeln zu Horst, „du bist Berliner, ich bin Berliner. Wir müßten uns doch verständigen können. Die anderen beiden sind doch bloß aus Sachsen."

„Den kenn ich schon", meint Horst und gähnt. „Ham Sie keinen neuen Witz auf Lager?"

„Es ist zum Verzweifeln", murmelt der Beamte vor sich hin. Keiner hat ausgesagt, keiner unterschreibt das Protokoll.

Als der schwache Lichtschein, der durch die kleinen vergitterten Fenster in die Zellen dringt, zunehmend schwindet, wird das Abendessen verteilt. Jedem der drei Transportpolizisten sagt man:

„Ja, die anderen beiden, die essen nun auch."

Keiner glaubt es, keiner ißt. Der Hungerstreik geht weiter. Der nächste Tag bringt neue Überraschungen. Es geht zum „Kriminaltechnischen Erkennungsdienst".

Horst, Klaus und Rolf werden wie Verbrecher, deren Konterfei ins Verbrecheralbum geklebt werden soll, vor die Kamera gesetzt. Es werden Fingerabdrücke von ihnen genommen. Auch hierbei leisten sie Widerstand, wo sie nur können.

„Mach doch die Hände nicht so steif!" schreit einer der Schergen Horst an.

„Dafür kann ich nichts", entgegnet der seelenruhig. „Ich habe nun mal so 'ne schwere Hand."

Rolf Otto wird von einem der Erkennungsdienstler fast flehentlich gebeten:

„Junge, mach doch nicht solchen Mist. In zwei Jahren kann ich meine Pension kriegen. Willst du mir das denn vermasseln?"

Gegen Mittag klingelt Horst Classe energisch nach dem Wärter. Der kommt herbeigestürzt.

„Na, du bist wohl endlich vernünftig geworden und willst essen, ja?" fragt er neugierig.

„Von Essen kann keine Rede sein!" erwidert Horst mit Nachdruck. „Ich möchte lediglich darauf aufmerksam machen, daß wir schon 24 Stunden eingesperrt sind und noch keinen Haftbefehl zu sehen gekriegt haben. Das ist gesetzwidrig!"

„Tut mir sehr leid", meint der Wärter. „Wir sind ja auch nur kleine Leute und können dazu gar nichts sagen. Da müssen Sie schon abwarten."

Und die Genossen warten.

Wenn man wartet, werden Minuten zur Ewigkeit.

Schließlich öffnet sich die Zellentür.

„Kommen Sie mit!" werden die Genossen aufgefordert.

„Wohin?"

„Das werden Sie schon sehen!"

Mit einem Stupo-Einsatzwagen geht es durch die Straßen Westberlins.

Die drei bereiten sich innerlich auf neue Überraschungen vor, überlegen, mit welchen Tricks die politische Polizei es diesmal versuchen wird, Aussagen von ihnen zu erpressen.

Der Wagen hält.

Und dann hören Horst, Klaus und Rolf plötzlich mit Verwunderung, daß sie wieder frei sind. Sie gehen wie träumend durch die Sperre am Anhalter Bahnhof, sie spüren wieder das Gewicht der Waffe am Koppel und es erfüllt sie das beglückende Gefühl, einen großen Sieg errungen zu haben.



...abends wurden die drei Zonenpolizisten freigelassen und am Anhalter Bahnhof in den Sowjetsektor abgeschoben.

...izisten ...ahnsteig weisen.

Korrektes Verhalten

Nach Rücksprache mit dem Generalstaatsanwalt Dr. Görcke hatte sich die Politische Polizei zu dieser Maßnahme entschlossen, weil den Trapos eine Amtsanmaßung nicht nachzuweisen war.

In diesem Zusamme... hang wurde aus... erklärt, daß ... berliner ...

Eine Flut von Protesten erzwingt 30 Stunden nach der widerrechtlichen Festnahme der drei tapferen Transportpolizisten ihre Freilassung. In der Ullstein-BZ kann man zwischen den Zeilen lesen: Diese Provokation ging ins eigene Auge.

Mister X. wartete vergebens

Fotos: VP/Berger (Nach Unterlagen rekonstruiert)

Ruhig und höflich verrichten die Genossen des Zugbegleitkommandos ihren Dienst, kontrollieren die Personalausweise der Reisenden, lassen sich hie und da den Inhalt eines Gepäckstückes zeigen, wünschen eine angenehme Weiterreise. Nur eine knappe Stunde trennt den D-Zug noch von Berlin. „Bald ist es geschafft", denkt Fritz M. und hält den kontrollierenden Genossen scheinbar bereitwillig seinen Ausweis hin.

„Öffnen Sie, bitte, Ihre Aktentasche!" wird er aufgefordert.

„Verdammter Mist! Ausgerechnet ich", schießt es ihm durch das Hirn – doch: „Aber selbstverständlich, bitte, meine Herren, gern zu Diensten!" formen seine Lippen.

„N' bißchen zu freundlich", konstatiert der Hauptwachtmeister im Stillen und beobachtet aufmerksam, was M. aus der Tasche holt. Zunächst ein „Neues Deutschland". Dann legt er eine zusammengefaltete Landkarte auf die Zeitung.

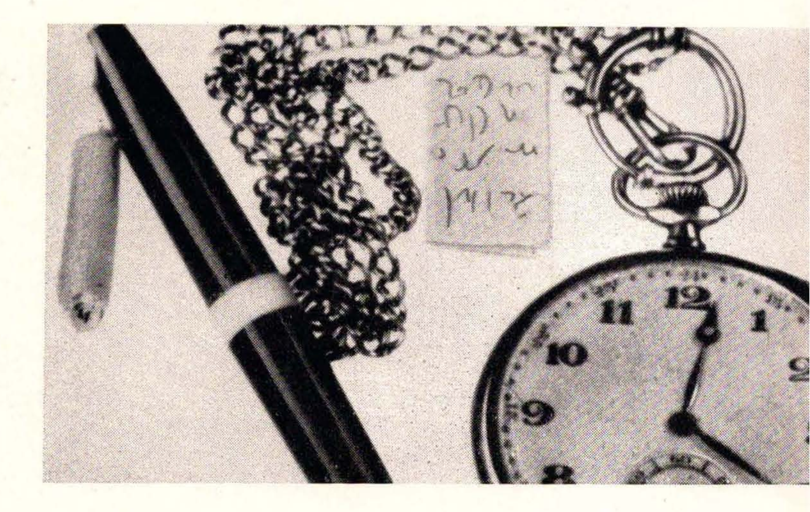
„Meine Wanderkarte", sagt er, greift schnell in die Tasche und bedeckt die Karte mit einem Buch. „Meine Reiselektüre", erklärt er hastig.

„Moment!" sagt der Hauptwachtmeister und greift nach der Karte. „1 : 700 000? Ist das nicht ein etwas zu kleiner Maßstab für eine Wanderkarte?" Dann besieht er sie sich genauer. Mehrere Ortsnamen sind mit verschiedenen Farben dünn unterstrichen. M. ist sehr bleich geworden.

Minuten später sitzt er im Dienstabteil. Er versucht Erklärungen vorzubringen, verwickelt sich in Widersprüche. Als jedoch aus seiner Taschenuhr und einem Drehbleistift kleine Zettel ans Tageslicht gebracht werden, aus denen hervorgeht, daß es sich bei den Markierungen auf der Karte um bestimmte Objekte der Nationalen Volksarmee handelt, gibt er das Rennen auf.

Und Mister X. in Westberlin trauert um einen seiner Agenten.







STÄNDIGE AGRESSIONSBEREITSCHAFT IST IN AMBERG (rd. 100 km von der Grenze der DDR entfernt) wie überall in der Bundeswehr Trumpf. Diese Einheit wird wie andere Verbände nahe der Grenze bevorzugt mit Personal und Material versorgt, damit sie, wie der Bonner Kriegsminister Strauß vor der NATO erklärte, „vom Jahre 1960 an ihre volle Kampfkraft erhalten".

EINE PAROLE DER BLITZKRIEGER HEISST:

„Panzer - marsch!"

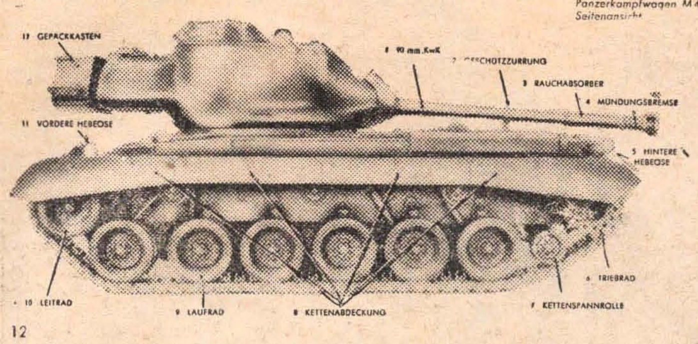
„Panzer – marsch!" – Nicht ohne Grund gab Hitlers langjähriger Chef der Panzertruppen Heinz Guderian seinem letzten Buch diesen Titel. Denn „Panzer – marsch, vor allem Richtung Osten!" das war das Leitmotiv der Panzertruppen des 3. Reiches.
Heute heißt der Chef der Panzertruppen des militaristischen Deutschlands nicht mehr Guderian, sondern Munzel. Die Namen haben gewechselt – doch die Firma ist die gleiche geblieben. Munzel ist ein „Guderian-Mann", wie sich die Schüler Guderians selbst nennen. Und zur Ehre der Wahrheit und Unehre dieses Munzel sei gesagt: Er war ein gelehriger Schüler.
Guderian avancierte nach dem 20. Juli 1944 zum Chef des Generalstabes des Heeres. Der folgenschwere Entscheid, einen „Volkssturm" zu schaffen, geht z. B. auf seine Anregung zurück. Munzel tat ebenfalls sein „Bestes", damit die notwendige Sterbestunde des deutschen Faschismus zugleich zur sinnlosen Sterbestunde Tausender deutscher Landser und Zivilisten wurde. Er führte zuletzt als verbissener Durchhalter im Range eines Generalmajors in Kurland eine Korpsgruppe.
Dieser Munzel ließ es sich heute nicht nehmen, das Vorwort zu dem genannten Buch Guderians zu schreiben. Darin streicht er seinen früheren Herrn und Gebieter nicht nur als Panzertaktiker und -strategen, sondern auch als waschechten Militaristen heraus. Das Vorwort offenbart damit, daß Munzel ein gelehriger Schüler Guderians geblieben ist. Es zeugt darüber hinaus davon, daß „Panzer – marsch!" auch das Leitmotiv der heutigen Panzertruppen des militaristischen Deutschlands ist.
Diese Panzertruppen sind heute mehr als die vor 1945 die Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte des militaristischen Deutschlands. Der relative Anteil der Panzer ist bei der Bonner Wehrmacht gegenüber der Nazi-Wehrmacht bedeutend erhöht worden. Die westdeutschen Panzertruppen sind ferner in der letzten Zeit speziell für die Erfüllung rascher Angriffshandlungen unter atomaren Bedingungen umgegliedert worden. Die Panzertruppen sind für die deutschen Militaristen ein wichtiges Aggressionsmittel im allgemeinen und, wie auch im zweiten Weltkrieg, ein entscheidendes Instrument zur Verwirklichung ihrer Blitzkriegspläne im besonderen.

„IM NAMEN DES FÜHRERS überreicht Generaloberst Guderian ... die Goldene Nahkampfspange", stand unter dieser PK-Aufnahme. Datum: 27. 3. 1945!! Und dieser Durchhalter Guderian fährt heute im Geist in den Kolonnen der westdeutschen Panzertruppen mit. Nenne mir deine Vorbilder, und ich sage dir, wer du bist!



EINEN BLITZSIEG IN 6 WOCHEN errangen die Faschisten 1940 gegen den durch Verrat der Bourgeoisie geschwächten französischen Staat. Der konzentrierte Einsatz starker Panzerverbände, wie ihn Guderian mit seiner bekannten Formel: „Nicht kleckern, sondern klotzen", gelehrt hatte, trug dazu beträchtlich bei.





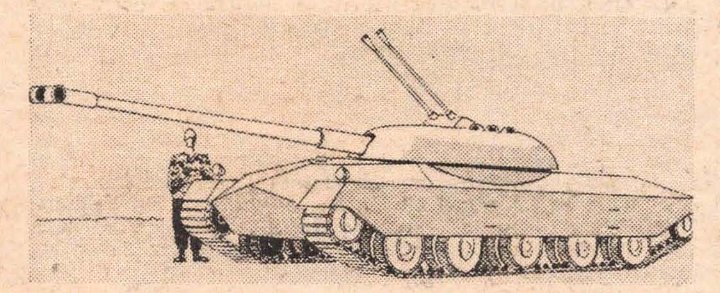
12

MIT DEM AMERIKANISCHEN M 47 (45 Tonnen), teilweise mit dem verbesserten M 48 sind die westdeutschen Panzertruppen ausgestattet. Dem T 34, vom T 54, nicht zu sprechen, sind beide Typen in Aktionsradius, Panzerung, Feuerkraft und Beweglichkeit unterlegen. Das mußte selbst die westliche Presse zugeben, die für den sowjetischen T 54 und den amerikanischen M 48 folgende Zahlen angibt:

	T 54	M 48
Bewaffnung	100-mm-Kanone	90-mm-Kanone
Geschwindigkeit	55 km/h	46 km/h
Fahrbereich	300–400 km	115 km
Kraftstoffverbrauch	180 l/100 km	700 l/100 km
Motor	Diesel	Otto

An die Stelle der Typen M 47 und M 48 soll allerdings in der Bundeswehr in naher Zukunft ein leichterer Panzertyp (ungefähr 30 Tonnen) treten, der bereits in Entwicklung ist. Er soll beweglicher und damit nach Meinung des Bonner Kriegsministeriums für die beabsichtigten Blitzkriegsabenteuer geeigneter sein.

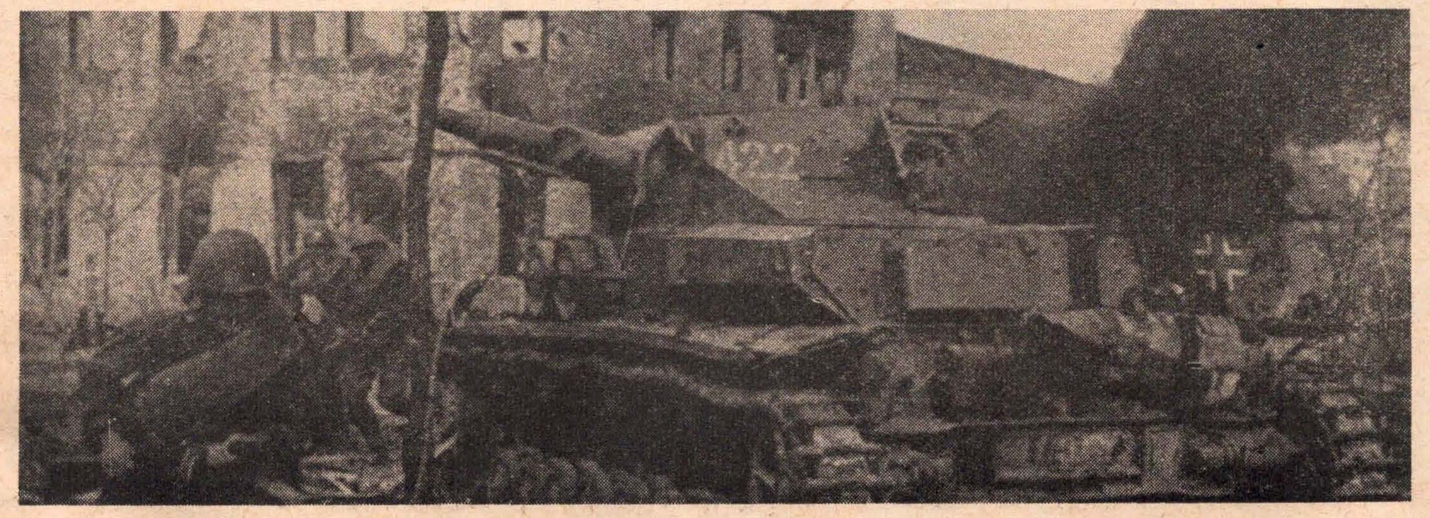
„SO ETWA KÖNNTE ein künftiger Panzerwagen in der 30-t-Klasse aussehen", wird diese Zeichnung in einem westdeutschen offiziösen Panzerbuch kommentiert. An seiner Entwicklung sollen bereits die Henschel-Werke arbeiten, die schon vor 1945 Panzer, nämlich den „Tiger", produzierten und die nach Meinung des Hamburger „Spiegels" „nur als Rüstungsbetrieb lebensfähig" sind.





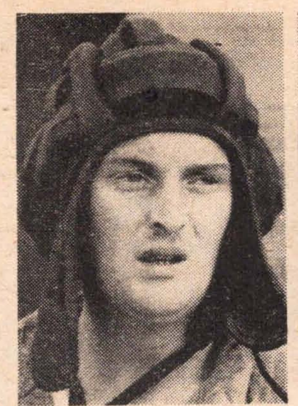
EINE PROBE AUF DEN BLITZKRIEG war für die westdeutschen Panzerverbände das Manöver „Winterschild". Ausschließlich Panzerbrigaden nahmen westdeutscherseits an diesem Manöver teil. Sie wurden als Angriffsspitzen eingesetzt. Übrigens begann das Manöver mit der gewaltsamen Überquerung eines Flusses und fand im Mittelgebirgsraum statt, d. h. unter geographischen Bedingungen, wie sie bei einem Überfall auf die DDR vorhanden wären. Die Kommandeure der westdeutschen Panzerbrigaden waren, wie konnte es anders sein, erprobte „Guderian-Männer".

„ABGEBLITZT UND AUSGEBLITZT" hieß dagegen das Fazit der Schlacht vor Moskau. Die Faschisten bissen sich hier an der granitenen Einheit des Sowjetvolkes die Zähne aus und wurden in die Flucht geschlagen – und das trotz dreifacher deutscher Panzerübermacht. Zu den geschlagenen Verbänden zählte auch die 2. Panzerarmee unter Guderian. Noch vernichtender wurden die späteren Niederlagen, als die Sowjetunion zur politisch-moralischen auch die technische Überlegenheit erlangt hatte. Diese allseitige Überlegenheit hat der Sozialismus bis auf den heutigen Tag nicht nur nicht eingebüßt, sondern weiter ausgebaut.



Vom Leben diktiert

Zehn Leitsätze des sozialistischen Soldaten – Antwort an die Atomkrieger



Der Kommandant Oberfeldwebel Seeber



Der Richtschütze Soldat Becher



Der Fahrer Gefreiter Hausmann

Von Major Zeller und Hauptmann Robotta

Dem Beispiel der Textilarbeiterin Irmgard Richter folgend, verpflichtete sich Oberfeldwebel Seeber, zu Beginn des Ausbildungsjahres 1960 die schwächste Panzerbesatzung des Bataillons zu übernehmen. Die Vorgesetzten erfüllten seine Bitte.

Schadenfreude und Mitleid

Dann stand Genosse Seeber vor seiner neuen Besatzung. Er wurde — je nach dem Grad des Unverständnisses — von manchen Genossen schadenfroh belächelt, von anderen wieder mitleidig bedauert. Und wirklich, die Besatzung setzte sich nicht nur aus vorbildlichen Soldaten zusammen.

Da stand neben dem Soldaten Becher, dem bescheiden auftretenden und im Dienst vorbildlich handelnden Richtschützen der Fahrer, Gefreiter Hausmann. Von ihm wußte das ganze Bataillon, daß er es mit der Disziplin und auch mit der Wartung und Pflege des Panzers mitunter nicht so genau nahm. Auch der Ladeschütze, Genosse Schmiedel, trat gern etwas lasch auf und stellte sich mit Vorliebe als „Komiker" in den Mittelpunkt. Die ersten Schritte der Besatzung Seeber wurden nicht vom Glanz der Erfolge überstrahlt. Im Gegenteil. Bei der ersten Überprüfung wurde die Besatzung das Schlußlicht des Bataillons.

Selbst Optimisten staunten

Das Kollektiv lernte aus den Schwächen. In täglichen harten Auseinandersetzungen kamen sich die Genossen näher, wurde das Selbstvertrauen gehoben.

Ein Kampfprogramm wurde entworfen, nach eingehender Beratung angenommen und andere Besatzungen zum Wettbewerb um die Auszeichnung „Beste Panzerbesatzung" aufgefordert.

Wie klein auch diese Erfolge im Vergleich mit den Leistungen anderer Besatzungen anmuteten, sie waren das Ergebnis ständiger kritischer Auseinandersetzungen innerhalb des Kollektivs, des Kampfes gegen kleinere Disziplinlosigkeiten, die sich hauptsächlich Genosse Hausmann zuschulden kommen ließ, und auch des gemeinsamen Lernens in der Freizeit. Was die größten Optimisten nicht für möglich hielten, wurde zur Tatsache. Bei der Überprüfung zum Abschluß der Einzelausbildung wurde die Besatzung Seeber die beste des Zuges.

Zeugt es nicht von einer veränderten Einstellung zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft, wenn z. B. der Genosse Schmiedel in diesem Jahr erstmalig den 30- und 50-km-Fußmarsch durchstand, von dem er sich in der Vergangenheit immer durch Erfindung glaubhafter Vorwände fernzuhalten verstand?

Das war ein Rückschlag

In dieser Zeit des Aufschwungs gellte eines Nachts die Signalanlage: Gefechtsalarm! Die Besatzung Seeber handelte vorbildlich und leistete bis zur Entkonservierung des Panzers eine gute Arbeit. Aber dann — dann war die Besatzung infolge eines beim Parktag übersehenen Mangels doch nicht in der vorgeschriebenen Zeit einsatzbereit. Das war ein schwerer Rückschlag. Er wurde um so schwerer empfunden, da nur noch wenige Tage bis zum Parteiaktiv waren.

Doch die Besatzung Seeber resignierte nicht, sie suchte und fand den Weg zur Überwindung der Mängel, die sich in der Nacht des Alarms so drastisch offenbarten. Die Genossen wurden sich darüber klar, daß ihr Kampfprogramm zwar viele Beiträge zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft enthielt, aber nicht mehr den Anforderungen der militärpolitischen Entwicklung entsprach. Die Hauptsache fehlte, die Forderung nach ständiger, täglicher Gefechtsbereitschaft der Besatzung und des Panzers.

Etwas Neues tritt auf den Plan

Diese Bemühungen um die Steigerung der Gefechtsbereitschaft wurden zur Geburtsstunde von etwas Neuem. Die Besatzung beriet mit dem Parteisekretär, Hauptmann Treppte, der zu ihrem Kollektiv gehört. Gemeinsam entwickelten sie zehn Leitgedanken, die das tägliche Handeln der Besatzungsmitglieder in präzisen Formulierungen zusammenfaßten. Die Besatzung Seeber nannte diese Punkte „Leitsätze des sozialistischen Soldaten".

Als die Leitsätze veröffentlicht wurden, trat bei den verschiedensten Genossen die Meinung auf: diese Punkte enthalten doch nichts Neues.

Natürlich sind diese Forderungen im Grunde genommen nicht neu. Sie sind entweder in Dienstvorschriften enthalten oder bereits in anderer Form gestellt worden. Das kann ihre Bedeutung jedoch nicht schmälern, da hier in gedrängter Form die wichtigsten Aufgaben dargelegt werden, die sich aus der militärpolitischen Lage für jeden Armeeangehörigen ergeben. Die Leitsätze des sozialistischen Soldaten gehen über den Rahmen aller bisherigen Kampfprogramme hinaus. Genosse Oberfeldwebel Seeber meinte dazu, daß seine



Der Parteisekretär, Hauptmann Treppte, gehört mit zum Kollektiv. Hier berät er mit dem Richtschützen Soldaten Becher und dem Ladeschützen Soldaten Schmiedel

Besatzung durch die Leitsätze erreichen will, daß sich jeder Genosse für die konsequente Einhaltung der Dienstvorschriften persönlich verantwortlich fühlt.

Die Besatzung Seeber stellt sich also nicht die Aufgabe, bis zum soundsovielten das und das zu erreichen. Sie will täglich die volle Gefechtsbereitschaft gewährleisten. Damit wurde das Parteiaktiv der Parteiorganisation der SED in der Nationalen Volksarmee richtig verstanden.

Kein Naturwunder — tausendfaches Echo

Die Veröffentlichung der Leitsätze löste ein breites Echo nicht nur im Verband Ernst, sondern in der ganzen Nationalen Volksarmee aus. Nie zuvor erhielten die Genossen der Besatzung Seeber soviel Post wie in den letzten Wochen.

Überrascht merkten sie, daß ihre Leitsätze, die sie doch eigentlich nur zur Überwindung der Schwächen in ihrer Besatzung ausgearbeitet hatten, allgemeingültig für unsere Armee sind. Damit hatten sie nicht gerechnet.

Das ist aber der Ausdruck dafür, daß diese Leitsätze vom täglichen Leben, von den Erfordernissen der Verteidigung unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht, von dem hohen Verantwortungsgefühl unserer Soldaten für die Erfüllung ihrer Aufgaben diktiert wurden.

Dabei ist die Besatzung Seeber durchaus kein besonders ausgewähltes Kollektiv. Es sind Genossen, die Fehler machen, die Schwächen haben, die aber die feste Entschlossenheit besitzen, jedem die Faust zu zeigen, der unser Territorium antasten will.

Zwei aus ihrer Mitte

Da ist Genosse Becher. Nachdem er sein Abitur mit „Gut" bestanden hatte, meldete er sich zum Dienst in der Nationalen Volksarmee. Nach seiner Entlassung will er studieren. „Es war für mich eine Ehrensache", sagte uns Genosse Becher, „in die Nationale Volksarmee einzutreten, weil ich zusammen mit den anderen Genossen unser sozialistisches Vaterland schützen will."

Weil er mit ganzem Herzen dieser Verpflichtung gerecht zu werden sucht, hat er auch großen Anteil an der Festigung des Kollektivs, an der Ausarbeitung und Verwirklichung der zehn Leitsätze. Er will sich zum Kommandanten qualifizieren. Die Voraussetzungen sind vorhanden, und er wird es schaffen. Blättert man im Tagebuch der Besatzung, taucht immer wieder der Name Hausmann auf. Er ist das Sorgenkind der Besatzung.

Am 19. Januar sagten ihm die Genossen harte Worte wegen seines undisziplinierten Verhaltens. Unter dem Datum vom 1. Mai 1960 finden wir folgende Eintragung im Tagebuch: „Aussprache mit Hauptmann Treppte. Fahrer (Genosse Hausmann) zog es vor, in die HO zu gehen. Abends: Auseinandersetzung mit Fahrer."

Der Junge mit dem pfiffigen Gesicht hatte es nicht leicht in seinem Leben. Im zweiten Weltkrieg verlor er seine Eltern. Seit 1958 dient er in der Nationalen Volksarmee. Schon als Kind hat er die deutschen Militaristen, die Verantwortlichen für den Tod seiner Eltern, hassen gelernt und weiß als ehemaliger E-Karrenfahrer im VEB Modul in Karl-Marx-Stadt, was die Arbeiter unserer Republik von ihren Soldaten verlangen.

Noch begreift er nicht immer, wie sich das in jeder seiner Handlungen ausdrücken muß. Aber der Kampf zur Verwirklichung der von ihm miterarbeiteten Leitsätze des sozialistischen Soldaten, die kollektive Erziehung wird auch dem Genossen Hausmann helfen, ein so vorbildlicher Soldat zu werden, wie er es im Grunde sein möchte.

Auf festen Grund gebaut

Als Genosse Oberfeldwebel Seeber die Besatzung übernahm, galt sie, wie gesagt, als eine der schlechtesten. Heute dagegen ist sie auf dem besten Weg, sich zu einem vorbildlichen Kampfkollektiv zu entwickeln.

Der ehemalige Kalikumpel, das Mitglied unserer Partei, Genosse Seeber, hat wesentlichen Anteil daran. Er ist seiner Besatzung Vorbild, Vorgesetzter, Erzieher — er ist ihr Genosse.

Auch Genosse Schmiedel und Hauptmann Treppte haben Anteil an der guten Entwicklung der Besatzung. Sie haben auf einen guten und festen Grund gebaut, die Genossen der Besatzung Seeber: Sie schufen sich ein Kollektiv, stehen mit beiden Füßen im Leben und verstehen richtig, welche Forderungen die Partei der Arbeiterklasse an sie beim Schutz unseres sozialistischen Aufbaus stellt.

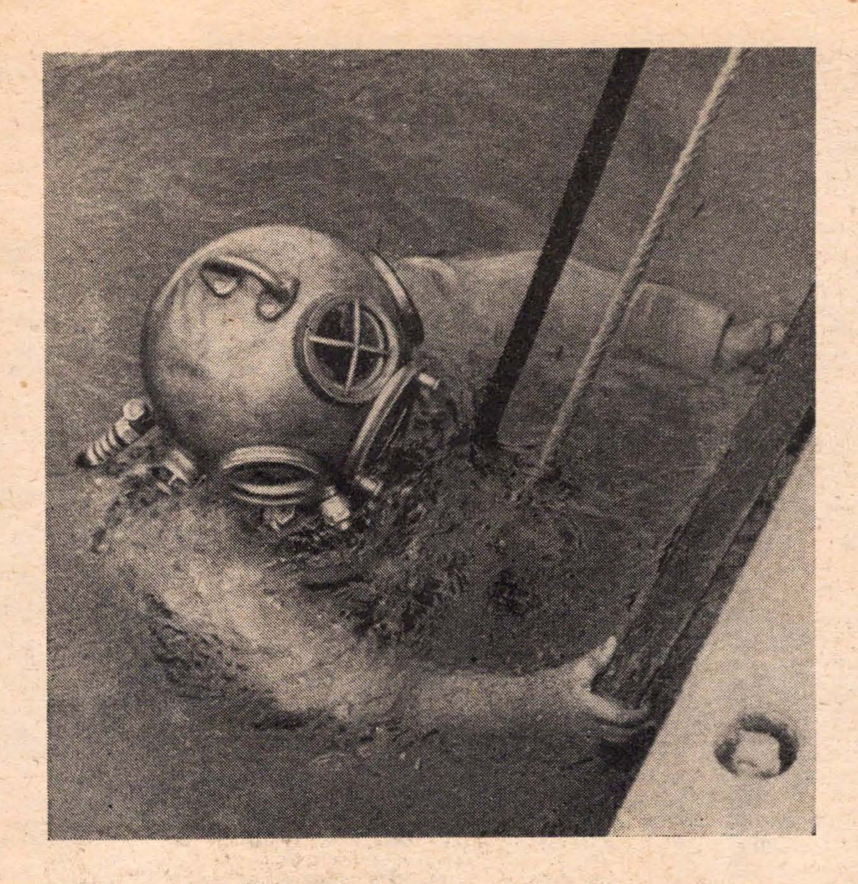
[illegible]

Liebe Genossen des Kampfkollektivs Seeber

Wir haben heute Euren Aufruf an alle Angehörigen unseres Verbandes in unserem Kollektiv beraten.
Wir sind Angehörige des 1. Zuges der Einheit Bauer im Truppenteil [illegible] und haben schon eine Reihe Erfolge in der politischen Erziehung und in der militärischen Ausbildung erreicht. Unter anderem haben wir unser Gefechtsschießen mit der Note gut absolviert. Eine Besatzung unseres Zuges hat es fertiggebracht, den Luftsack abzuschießen, worauf wir stolz sind.
Trotzdem kamen wir in der Diskussion zu der Überzeugung, daß der Zustand der Gefechtsbereitschaft in unserem Zug nicht den Erfordernissen der gegenwärtigen militärpolitischen Lage entspricht.
Vor allem gibt es bei uns noch eine Reihe Mängel in der Disziplin, im gefechtsmässigen Verhalten und überhaupt in der Erfüllung der Vorschriften und Befehle.
Deshalb sind wir der Meinung, daß die von Euch erarbeiteten 10 Forderungen uns helfen werden, um einen guten Schritt zu tun.
Deshalb haben wir beschlossen nach diesen 10 Forderungen zu dienen, zu lernen und zu leben, um unseren Schwur in Ehren zu erfüllen. Auch der Genosse, der im Frühjahr entlassen wird, hat sich diesem Beschluß angeschlossen.
Wir danken Euch für Eure Initiative und wünschen Euch viel Erfolg in der Ausbildung und im Soldatenleben.

Die Genossen des 1. Zuges

[illegible] [illegible]
Wiegand [illegible]
[illegible] Vogel
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
Bock
[illegible]



Bei einem Taucherlehrgang der Pioniere

Ihr Patent liegt im Wasser

BILD: WEISS · TEXT: DRESSEL

Jeder kennt Schillers berühmten „Taucher". Ein Tauchergedicht für den Hausgebrauch schrieb dagegen Pionier Hensel, der einen Taucherlehrgang absolvierte.

Teilnehmer dieses Taucherlehrganges sind Pioniere aus verschiedenen Einheiten. Sie lernen Tauchen, damit sie den Flußgrund aufklären können, um eine Brücke zu bauen oder eine Furt für Panzer ausfindig zu machen. Sie müssen Schäden an Brücken beseitigen, gesunkene Boote heben oder auch eine Unterwasserbrücke bauen.

Die Ausbildung leitet Genosse Leutnant Grohmann. Er verfügt über reiche Erfahrungen. Er erwarb das Patent als Taucher bei den Seestreitkräften. Über 100 Stunden brachte er schon bei schwerer Arbeit unter Wasser zu. Daß die Genossen von ihm viel lernen können, ist klar.

Ob ihnen die Arbeit gefällt? „Das macht doch Spaß", ist übereinstimmend ihre Antwort. „Das schlägt ja in meinen Beruf ein", fügt Genosse Gefreiter Hensel hinzu. Kein Wunder, er ist Ingenieur für Wasserwirtschaft.

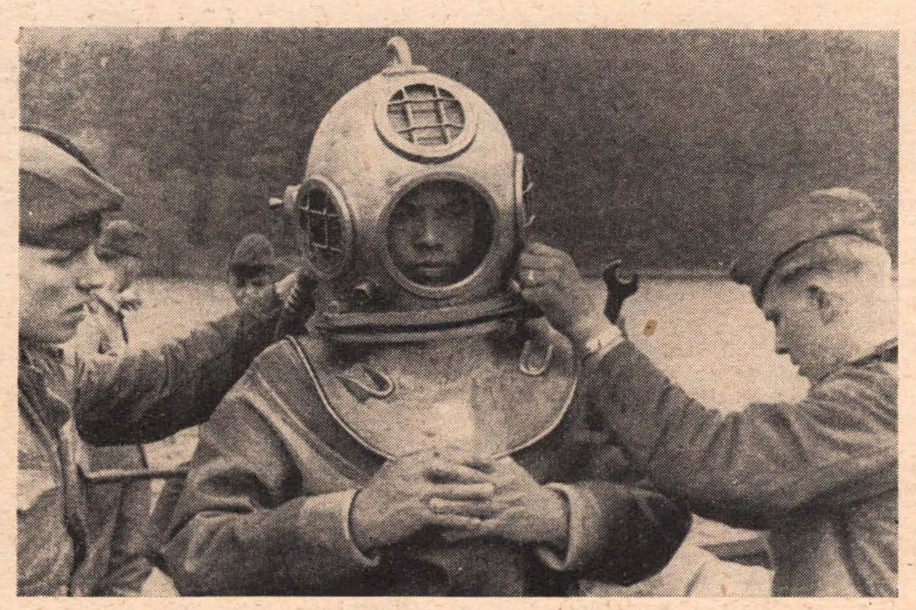
„In den ersten drei Wochen hatten wir nur theoretische Ausbildung", erzählt uns Genosse Pionier Steinberg. „Da lernten wir Ausrüstung und Geräte und die Arbeitsweise mit ihnen kennen. Dann tauchten wir anfangs 3 Meter, später 5 Meter und dann immer tiefer. Beim ersten Mal war uns allen recht komisch zumute, aber mit der Zeit gewöhnt man sich daran. Jetzt macht es uns allen Freude."

Mit den Ergebnissen der Ausbildung ist Genosse Oberstleutnant Worbs sehr zufrieden. Fast alle werden das Patent bekommen. „Wir zwingen niemand zum Tauchen, wenn er nicht den Mut dazu aufbringt. Es müssen eben starke, mutige Genossen sein, die die Kommandeure dafür aussuchen."

Schwierigkeiten? Auch die gibt es. „Bei einigen Genossen tritt manchmal ein Angstgefühl auf", sagt Pionier Baude, ein junges Parteimitglied, „andere sind undiszipliniert. Regelmäßig berät darüber die Parteigruppe, um die kollektive Hilfe und Erziehung zu verstärken."

Tauchen ist keine Spielerei, sondern ernste Arbeit. Genosse Gefreiter Hensel sagt das auch in seinem Gedicht, das wir hier veröffentlichen. Es ist ein Beweis der großen Bereitschaft, mit der er bei der Sache ist.

Gewöhnlich zieht man sich selbst an, hier müssen aber die Kameraden helfen. Alles muß dicht verschlossen sein, damit kein Wasser eindringt. Anzug, Helm, Schuhe und Ausrüstung sind schwer, ein Schuh alleine 8 kg. Aber das ist nicht alles, dazu kommen noch Brust- und Rückengewicht von je 17,5 kg und beim Stromtauchen ein Sitzgewicht von 12 kg. So belastet geht es in die Tiefe.



Auf schlammigem Grund soll Genosse Gefreiter Hensel von einer Signalleine aus ein über 20 m langes Laufseil auslegen. Während ihm die Kameraden den Helm festschrauben, konzentriert er sich schon auf diese Aufgabe. Großes Verantwortungsbewußtsein wird von einem Taucher bei den Pionieren verlangt. Klärt er zum Beispiel den Flußgrund nicht richtig auf, um eine Furt für Panzer zu ermitteln, so kann es passieren, daß ein Panzer steckenbleibt und die ganze Durchfahrt blockiert. Er muß also nicht nur ein guter Taucher sein, sondern gleichzeitig auch hohe Kenntnisse und Fähigkeiten auf den Spezialgebieten des Pionierwesens besitzen. Von seiner gewissenhaften Tätigkeit hängt es mitunter ab, ob der Kommandeur die richtigen Befehle für den Truppeneinsatz gibt.



Der Abstieg beginnt. Auf einer Leiter klettert der Taucher von der Pontonfähre ins Wasser (unten). Luftzuführungsschlauch, Telefon und Signalleinen sind seine Verbindung nach oben. Für Sauerstoff sorgen die Genossen an einer Handhebelpumpe. Genosse Steinberg (links) kontrolliert und korrigiert indes am Telefon die Arbeit des Tauchers. „Noch zehn Minuten", ruft er ihm gerade zu. Jeder Genosse muß eine bestimmte Zeitnorm erfüllen, um das Taucherpatent zu erhalten. Deshalb sind alle bemüht, diese Norm zu erreichen.



Der Taucher

Von vielen Sagen umgeben
ist das Taucherleben.
Auf des See's Grunde
läuft er seine Runde.

Mühsam geht er Schritt für Schritt
und zieht dabei den Luftschlauch mit.
Einen Anker muß er suchen,
den die Schiffer schon verfluchen.

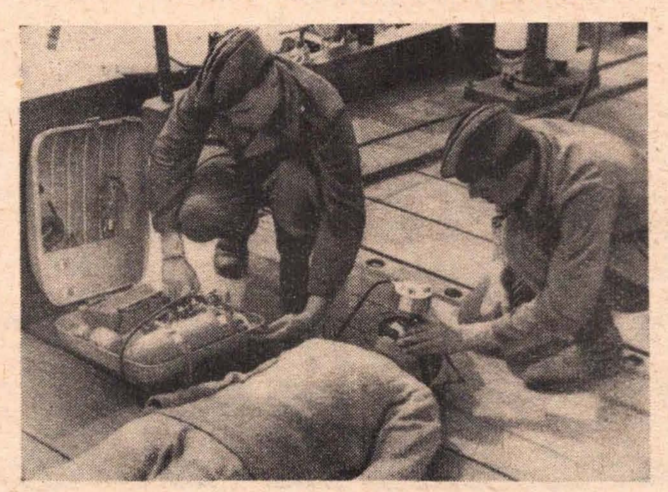
Rechts, links, geradeaus,
so richtet man den Taucher aus.
Dort unten ist stockdunkle Nacht,
was die Arbeit schwierig macht.

Endlich ist das Ziel erreicht,
und das Hindernis, es weicht.
Ein Seil wird angeschlieft
und der Draggen hochgehievt.

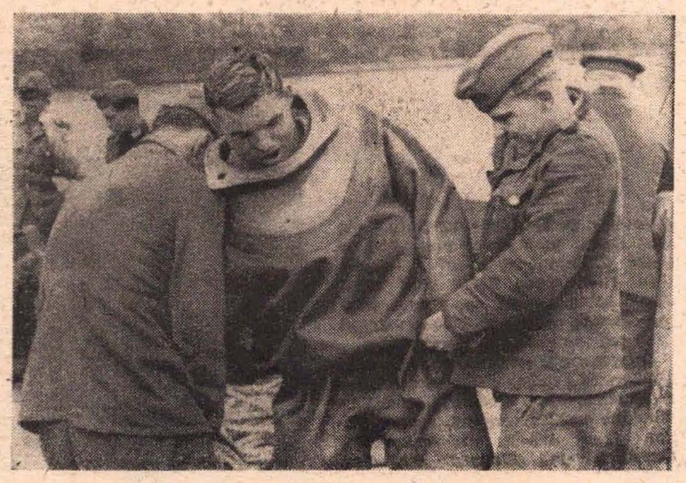
Der Taucher steigt nun auf
und achtet streng darauf,
daß in bestimmten Höh'n
er muß bleiben stehn.

Nichts von Sagenhaftigkeit!
Alles rauhe Wirklichkeit!
Tauchen ist nichts für Penner,
es erfordert ganze Männer.

Keine Angst, hier ist kein Unfall geschehen. Genosse Feldwebel Albrecht führt uns lediglich eines der Rettungsgeräte vor. Außer einer Druckkammer gibt es dieses moderne Sauerstoffgerät, mit dem bei einem Unfall Wiederbelebungsversuche gemacht werden können. „Der reine Sauerstoff ist prima", sagte Genosse Albrecht hinterher.



Der Auftrag ist erfüllt. Im Gesicht des Genossen Hensel sind noch seine Anstrengungen zu lesen. Das Auftauchen geschieht stufenweise, um die Druckverhältnisse (Wasser und Luft) auszugleichen. Aus 20 m Tiefe z. B. muß der Taucher bei 6 m 5 Minuten und bei 3 m 12 Minuten anhalten. Sicherheit muß sein, um gesundheitliche Schäden zu verhüten.





Panzererkennungsdienst. Der Wirklichkeit näher gebracht, fährt das Modell eines Panzers vorbei. Typische Merkmale sind zu finden, die den Typ des Fahrzeuges erkennen lassen. Der Soldat muß dazu Bewaffnung, Geschwindigkeit, Panzerung und Manövrierfähigkeit des betreffenden Fahrzeuges nennen. Das ist ein ausgezeichnetes Training.

Weder Selbstzweck noch Marotte

Ein braungestrichener Panzer erscheint auf der Lichtung, schwenkt links ein, klettert einen flachen Hang hinauf und erreicht ein Plateau.

Was ist das für ein Typ? Welche Bewaffnung, Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit hat er? – Fragen, die für jede Panzerbesatzung im Gefecht nicht zu unterschätzen sind.

Der braungestrichene Panzer ist ein Modell, das Gelände ist aus Gips, die Bäume sind aus Watte – aber der optische Eindruck ist fast echt, und die Antwort richtig, die Unteroffizier Specht gibt – ein M 48.

In mühevoller Kleinarbeit hat der Bastelzirkel um Oberleutnant Tews im vergangenen Jahr gebaut, etwa 20 Arbeitsstunden an einem Modell. Zweimal in der Woche, von 18.30 bis 20.00 Uhr, waren 20 Genossen damit beschäftigt. Auf einer Platte von 10 × 10 m wurde das Fahrschulgelände aus Gips nachgebildet, Geleise elektrischer Modelleisenbahnen über die Hügel und durch Schneisen des Waldes verlegt. Die Modelle sind aus Pappe, maßstabgerecht. Sie werden auf Fahrgestelle elektrischer Modelleisenbahnen gesetzt. Von einem Schaltpult lassen sich die Modelle steuern und fahren die entsprechenden Strecken.

Und was sagen die Offiziere des Truppenteils dazu?

„Alle unsere Besatzungen kennen die Panzertypen der imperialistischen Armeen, und besonders die Genossen, die mitgebaut haben. Am Modell lernten die Genossen leichter und schneller."

Es ist also kein Selbstzweck, das Basteln, und auch keine Marotte der Beteiligten. Es unterstützt die Ausbildung und macht die Freizeit für viele junge Soldaten inhaltsreicher. Leider begreifen das noch nicht alle. Sonst müßte nicht erst ein Befehl des Kommandeurs notwendig sein, damit Werkzeuge von der Werkstatt der Unterkunftsabteilung angeschliffen werden. Sonst würde auch die Bewilligung der bescheidenen Mittel schnell vonstatten gehen. Sonst würden die Leitungen der Partei- und FDJ-Organisationen mehr für Teilnahme an dem Zirkel werben, denn er muß sich nach den Entlassungen fast neu konstituieren.

Jetzt wollen die Bastler, um das Wissen der Genossen über ihre Waffengattung zu bereichern, die Entwicklung der Panzerwaffe im Modell nachbauen. Dazu fehlen ihnen noch Unterlagen, besonders über taktische und technische Daten früherer Panzertypen. Die Genossen um Oberleutnant Tews in der Einheit Nitschke würden sich freuen, wenn ihnen unsere Leser dabei helfen könnten.

BILD UND TEXT:
E. GEBAUER







Gefreiter Birke, Unteroffiziere Kern und Busse (von links nach rechts) beim Zusammenbau ei , Ontos Pak SFL, eines M 103 und M 48. Jedes Modell wird aus Pappe ausgeschnitten und mit Duosan-Rapid zusammengeleimt. Besonderes Augenmerk wird auf typische Merkmale gelegt, z. B. werden alle Laufräder, bei einigen Modellen sind sie millimetergroß, nachgebildet. Eine Arbeit, die sehr viel Geschick und Geduld erfordert.

Ein großes Plakat hing an der Wand

Von Oberleutnant Rosenberger

Wenn der Parteisekretär des Truppenteils, Oberleutnant Werisch, am Morgen sein Arbeitszimmer betritt, nimmt er meistens als erstes eine kleine Grafik zur Hand. Was ihn an ihr so interessiert, sind die beiden farbigen Linien, die über ein Quadratgitter schräg nach oben, der Zahl 100 zustreben. Verlängert er die rote Linie, weiß jeder, gestern wurden weitere Flugübungen erfüllt. Verlängert er die blaue, bedeutet das: auch zeitmäßig sind wir in der Erfüllung des fliegerischen Programms weiter vorangekommen. Noch müssen beide Linien eine tüchtige Wegstrecke bis zur 100, dem Ziel des Ausbildungsjahres, zurücklegen. „Aber wir werden und müssen es schaffen," sagt Genosse Werisch.

Das war anfangs leichter gesagt als getan. In der ersten Zeit wollten die beiden Linien nur sehr langsam in die Höhe klettern. Gewiß, im Vorjahr hatte es zur gleichen Zeit eine ähnliche Situation gegeben und man ist dann bis zum Jahresende doch noch gut vorangekommen. Aber das war jetzt keine Beruhigung für die Genossen. Denn in diesem Jahr hatten sie nicht nur weitaus größere Aufgaben zu erfüllen, die Partei forderte ein maximales Tempo bei der Erhöhung der Gefechtsbereitschaft. Deshalb mußte man rauskommen aus diesem Teufelskreis. „Aber wie?" fragte sich immer wieder der Kommandeur, fragte sich die Parteiorganisation. Und sie ließen nicht eher locker, bis sie die Antwort gefunden hatten.

Da gab es bei einigen Genosen noch die Auffassung, daß man doch jetzt nach der Zeit des angespannten Lernens auf der Schule wirklich etwas langsamer treten könnte. Da kam heraus, daß sich bei manchem, der bei der Erläuterung des Ausbildungsbefehls bejahend mit dem Kopf nickte, der Gedanke eingeschlichen hatte: Das Jahr ist lang, irgendwie renkt sich alles wieder ein, während andere stille Zweifel hegten, ob das Ziel nicht überhaupt zu hoch sei. Das war es, was die Genossen hinderte, die letzten Reserven ins Feld zu führen und mutig den Kampf mit den zweifellos vorhandenen Schwierigkeiten aufzunehmen und den sozialistischen Wettbewerb zur Sache jedes einzelnen zu machen. So ergab sich für die Parteiorganisation als erstes die zwingende Aufgabe, auf dem Weg zur schnellen Erhöhung der Gefechtsbereitschaft Klarheit in den Köpfen zu schaffen. Und von da an stiegen die beiden Linien schneller in die Höhe.

Aber trotzdem wurde die Planaufgabe des Tages nicht immer erfüllt. Nach jedem Flugdienst trafen sich die Kommandeure zur Auswertung. Das Resultat des nächsten Tages war wieder schmal. Die Genossen grübelten hin und her. „Machen wir etwas verkehrt? Gibt es Dinge, die wir als Kommandeure nicht sofort auf den ersten Blick sehen?" – „Vielleicht sollte man ..."

„Jawohl", sagte der Kommandeur, „wir müssen die Männer der Praxis, die besten Flugzeugwarte und Spezialisten, die Preßluft- und Tankwagenfahrer der Fliegertechnischen Versorgungseinheit mit hinzuziehen." Das taten die Genossen und so hörten sie, womit es nicht so richtig klappt, wie man es anders machen muß – und vieles wurde in kürzester Zeit verändert. So bewies die Praxis, wie recht die Partei mit der Forderung hat, die Masse der Soldaten unmittelbar zum Mitdenken, zum Mithandeln, zur Mitverantwortung zu erziehen – eben als Kommandeure auf neue Art zu führen und zu leiten. Das war die zweite Aufgabe. Und die dritte?

An einem Morgen, als die erste Maschine gerade vom Wetterflug zurückkehrte, hing in der grüngetünchten, schmucklosen Holzbaracke unweit der Abstellboxen der Maschinen ein großes Plakat an der Wand. „Schaut her", erklärte einer den um ihn stehenden Flugzeugführern, Technikern und Warten.

„Heute ist der 20. April. Unser Auftrag zur Parteidelegiertenkonferenz des Verbandes lautet: Bis zum 8. Mai, dem Tag der Befreiung vom Hitlerfaschismus bis hierher zu kommen." Dabei gleitet der Zeigefinger in der vorgezeichneten Säule nach oben, einer dreistelligen Zahl entgegen. „Soviel Flugstunden müssen wir unbedingt in ausgezeichneter Qualität schaffen."

Am nächsten Tag schrieben die Flugzeugführer ihre ersten Verpflichtungen unter den Aufruf: Keine ungenaue Planung mehr, rationelle Ausnutzung der Plantabelle, jeder bereitet sich noch gründlicher auf den Flugdienst vor ... Die Techniker und Warte: Maximale Bereitstellung der Flugzeuge, keine technischen Defekte durch eigenes Verschulden ...

„So konnten wir an einem Tag den Plan sogar mit 130 Prozent erfüllen", bestätigt der Kettenkommandeur Unterleutnant Anschütz, Mitglied der SED, und Freude strahlt dabei aus seinen Augen. Wenn er vor drei Jahren als Werkstoffprüfer im VEB Büromaschinen Sömmerda gelernt hatte, auf Qualität zu achten, als Flugzeugführer und Kettenkommandeur nimmt er es jetzt noch viel genauer.



Nicht nur selbst einer der Besten zu sein, sondern das ganze Kollektiv auf diesen Weg führen, das hat Leutnant Berger als Parteisekretär einer Staffel gut verstanden. Im sozialistischen Wettbewerb zu Ehren des 15. Jahrestages der Befreiung errang seine Staffel bereits zum zweiten Mal den ehrenvollen Titel „Beste Staffel des Truppenteils".

Die roten Felder in den weißen Säulen kletterten in die Höhe, der dreistelligen Zahl entgegen. Durch diesen plötzlichen Vorstoß fielen mehrere Maschinen g l e i c h z e i t i g zur periodischen Kontrolle an. Das bedeutete Hochdruck in der TdK. „Schafft die Kontrollen vorfristig in höchster Qualität. Wir brauchen die Maschinen unbedingt in kürzester Zeit wieder zurück!" Der Aufruf der Staffeln an die TdK ging von Trupp zu Trupp. Aus den Beratungen der Kollektive, die im sozialistischen Wettbewerb um den Titel „Beste" kämpften, kamen die Vorschläge: Exakte Arbeitseinteilung durch die Truppführer, Aufdecken und Beseitigen der Verlustzeiten, reibungslose Bereitstellung von Ersatzteilen und was das Wichtigste war – keine Pfuscharbeit, kein Improvisieren. „Jawohl: Meine Hand für meine Arbeit", sagte Unteroffizier Hoffmann von der Fahrwerkgruppe. Er ist Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. „Auch ich bin mit dabei", versicherte der Funkspezialist, Unteroffizier Kubis. „Bis zur nächsten periodischen Kontrolle übernehme ich volle Garantie für meine Arbeit."

„Ich schließe mich ebenfalls an". sagte der Gruppenführer vom Spezialtrupp, Unteroffizier Feige. „Es geht um den Plan, auch ich bin dabei." So wurde in dieser Stunde, nach dem Beispiel der Arbeiter unserer sozialistischen Betriebe, in der TdK eine neue Initiative geboren: Meine Hand für meine Arbeit. (Wer darüber nichts Genaues wußte, war sonderbarerweise der Ingenieur des Truppenteils.) Als dann ein ohrenbetäubendes Donnern von der Halle verkündete, daß die erste Maschine den Probelauf nach der Kontrolle bestanden hatte, nickte der TdK-Leiter, Oberleutnant Leubecher, zufrieden. „Die Staffeln bekommen die Flugzeuge pünktlich zurück. Sie können fliegen."

Auf der Parteidelegiertenkonferenz des Kommandos der Luftstreitkräfte und Luftverteidigung konnte der Kommandeur des Truppenteils melden: „Mit dem heutigen Tag haben wir 48 Prozent an Übungen vom Jahresplan erfüllt."

Sie folgten der Besatzung Seeber

Von Hauptmann Rudi Koschulla

Sie machte ihren Dienst, wie es die Vorschrift verlangt, die Besatzung Brade aus dem Truppenteil Dobert. Die Genossen lebten und arbeiteten so wie viele andere und hatten sich vorgenommen, im sozialistischen Wettbewerb gute und ausgezeichnete Leistungen zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft zu vollbringen. Kurz, sie wollten auf Soldatenart ihren Beitrag zum Siebenjahrplan leisten. Dann kamen die Parteiaktivtagung und die Parteidelegiertenkonferenz der Parteiorganisation der SED in der Nationalen Volksarmee. Sehr aufmerksam verfolgten die Genossen, was dort gesagt wurde. Manches versuchten sie früher mit der Bemerkung abzutun: „Das ist doch alles selbstverständlich".

Aber war wirklich alles so selbstverständlich?

Es gab auch bisher Erfolge in der Arbeit. Im vergangenen Jahr wurde der Verband Rös „Bester Verband des Militärbezirks Kunath", es wurden einige tausend Stunden in der Rompe-Bewegung über die Nutzungsnorm gefahren, die Ergebnisse im Schießen und die Normen auf vielen Gebieten der militärischen Ausbildung wurden verbessert. Alle Genossen gaben, wie man zu sagen pflegt, ihr Bestes.

Wirklich? Gaben, oder besser gesagt, geben alle ihr Bestes? Gibt es nicht noch Beispiele, daß gegen die militärische Disziplin und Ordnung verstoßen wird? Gibt es nicht Beweise dafür, daß manche Befehle nicht widerspruchslos und strikt ausgeführt werden? Gibt es nicht Stunden, in denen nicht alles getan wird, um die Zeit maximal für die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft auszunutzen?

Seht Euch in Euren Einheiten um, Genossen, und Ihr werdet feststellen: hier und dort, beim Exerzieren, bei der Nutzung, Pflege und Wartung der Waffen und Technik, beim Wachdienst und im täglichen Leben in der Kaserne – Emil Gammlich lebt noch oftmals erst in den Kinderschuhen, manchmal aber auch schon als ausgewachsener Lorbaß. Die Besatzung Brade sagte: Damit muß Schluß sein!

Ihre erste Überlegung war folgende. Die Disziplin und militärische Ordnung beginnt mit der ideologischen Klarheit, beginnt im Bewußtsein des einzelnen.

Sie fragten sich:

Ist jedem einzelnen voll bewußt, welche gefährliche Politik heute in Westdeutschland gegen den Frieden und die Sicherheit der Völker betrieben wird?

Ist jedem einzelnen voll bewußt, daß sich die westdeutschen Imperialisten und Militaristen zum Ziele gesetzt haben, unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat zu liquidieren und ihre Macht über ganz Deutschland auszudehnen, um sich damit die Ausgangsbasis für einen Überfall auf die anderen sozialistischen Staaten zu schaffen?

Die Genossen durchdachten das sehr gründlich. Die Jugendkommission des Verbandes und andere Parteimitglieder halfen ihnen, die militärpolitische Lage in Deutschland richtig zu verstehen. Deshalb nahmen sie die Ausführungen des Genossen Verner nicht nur „zur Kenntnis", sondern überprüften ernsthaft ihre Arbeit.

„Unter Gefechtsbereitschaft verstehen wir die Quantität und Qualität aller Erziehungs- und Ausbildungsstunden, die für die Landesverteidigung erforderlich sind... In unserem Ringen um einen hohen Stand der Gefechtsbereitschaft bei gleichzeitigem maximalen Zeitgewinn gegenüber den Blitzkriegsplänen der westdeutschen Militaristen ist es erforderlich, die politisch-ideologische Arbeit mit den Kampfaufgaben zu verbinden. In der gesamten Erziehungsarbeit muß von den höchsten moralischen Anforderungen ausgegangen werden, die sich aus den besonderen, komplizierten Bedingungen ergeben."

Diese Worte der Partei und der Kampfauftrag an die Freie Deutsche Jugend wurden von den Genossen richtig verstanden. Sie führten eine Kampfberatung durch und sind der Meinung, daß der Kampfauftrag nur durch verstärkte kollektive Erziehung möglich ist.

Sie wollen erreichen, daß kein Genosse ihrer Besatzung wegen Disziplinlosigkeit oder Verletzung der militärischen Ordnung bestraft wird und nehmen sich die von der Besatzung Seeber erarbeiteten Leitsätze des sozialistischen Soldaten als Vorbild, weil diese Leitsätze auch ihrer Lage und ihren Interessen entsprechen. Doch damit nicht genug. Die Überlegungen der Panzersoldaten gingen weiter. Sie sagten sich: Eine Besatzung, die so handelt, ist gut, aber zwei, drei und mehr, das ist besser. Bei ihnen reifte der



Die Gruppe Teichmann, die sich dem Aufruf der Besatzung Brade angeschlossen hat, führt regelmäßig Presseschauen durch, um über die politischen Tagesereignisse informiert zu sein. Sofort wird dabei über alle unklaren Fragen diskutiert. Foto: Remdt

Entschluß, sich an alle Kollektive, an alle jungen Genossen in der Armee zu wenden. Sie beschlossen: Unter der Losung „Keiner siegt ohne den andern" treten wir mit der Besatzung George bis Ende des Ausbildungsjahres 1960 in den Leistungsvergleich mit dem Ziel:

Jeder Genosse handelt nach den Leitsätzen des sozialistischen Soldaten.

Beide Besatzungen erfüllen die politischen und militärischen Ausbildungsaufgaben mit ausgezeichneten Ergebnissen und sind täglich gefechtsbereit.

Alle Genossen handeln jederzeit diszipliniert und sorgen für eine straffe militärische Ordnung.

Beide Besatzungen wollen am Ende des Ausbildungsjahres die Auszeichnung „Beste Besatzung" erringen.

Regelmäßig beraten die Genossen über die Fragen, die für ihre Weiterentwicklung am wichtigsten sind. Welchen Einfluß haben Kommandant und Fahrer auf die Erziehung des Kollektivs? Wie erreichen wir, daß sich jeder Genosse ein Höchstmaß an politischem und militärischem Wissen aneignet, daß er eine zweite Funktion erfüllen kann?

Wie erreichen wir, daß unser Panzer immer gefechtsbereit ist? Wie nehmen wir am gesellschaftlichen Leben teil und wie setzen wir uns mit falschen Auffassungen und alten Gewohnheiten auseinander?

Der Ruf der Besatzung Brade, die Gefechtsbereitschaft zu erhöhen und Emil Gammlich aus den Objekten zu vertreiben, blieb nicht ungehört. Heute sind es die Gruppe des Genossen Teichmann, die Bedienungen des Feldwebels Kelm und des Unteroffiziers Brickler, morgen werden viele andere folgen.

Den Kampfauftrag der Partei zu erfüllen, die Sicherheit und den Schutz unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates in jeder Situation zu vertreten, das ist es, was diese Genossen bewog, entsprechend den Beschlüssen der Partei der Arbeiterklasse ihre eigene Arbeit zu überprüfen und im sozialistischen Wettbewerb nach höchsten Leistungen bei der Herstellung der ständigen Gefechtsbereitschaft zu streben.

Contra „Gammlich" und „Minutendieb"

Von Hauptmann Rolf Dressel

Wo stehen wir bei der Erfüllung des Kampfauftrages zur Festigung der Disziplin und Ordnung? Mit dieser Frage befaßte sich Anfang Juni die FDJ-Leitung des Truppenteils *Böhme*. Die Genossen hatten zu diesem Zweck den Parteisekretär und einige Kommandeure aus den Einheiten zu ihrer Sitzung eingeladen, damit sie ein möglichst umfassendes Bild über den augenblicklichen Stand erhielten.

Wie die Zwischenbilanz ergab, sind schon viele gute Beispiele vorhanden, wo durch die Arbeit der FDJ-Organisationen sichtbare Verbesserungen des Zustandes der Disziplin und Ordnung erreicht wurden. Das ist hauptsächlich auch darauf zurückzuführen, daß alle leitenden Organe des Truppenteils eine einheitliche Konzeption besitzen. Partei, FDJ und militärische Leitung haben alle Maßnahmen auf die schnelle und gewissenhafte Erfüllung des Kampfauftrages ausgerichtet. Besonders in den Gruppen erreichten sie dabei eine größere Aktivität. Wöchentlich setzen sie sich mit den Ergebnissen und Mängeln der Ausbildung kritisch auseinander und legen die Marschroute für die kommende Woche fest.

Wenn soweit auch alles in Ordnung zu sein scheint, so darf man sich jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Kampfauftrag des Parteiaktivs der NVA noch nicht jedem FDJler restlos klar ist, daß sie noch nicht alle täglich um die restlose Erfüllung ihrer vielen guten Verpflichtungen kämpfen.

So hatte die FDJ-Leitung in ihrem Beschluß vom 3. Mai 1960 alles dargelegt, was zur Erfüllung des Kampfauftrages zu tun ist. „Dieser Beschluß", sagte der FDJ-Sekretär, Genosse *Kulski*, „bildet aber noch nicht in allen Kompanien den Hauptinhalt der FDJ-Arbeit."

Vorbildlich arbeitete bisher die 5. FDJ-Gruppe. Dort erreichten die Genossen besonders durch eine vielseitige, interessante Freizeitbeschäftigung der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere, daß sich die Kollektive wesentlich festigten. Genosse *Mühlberg* sagte dazu, daß dort „die Vorgesetzten sowie die Partei- und FDJ-Funktionäre nicht nur von der Kulturarbeit reden, sondern sich selbst aktiv daran beteiligen. Durch ihre Teilnahme an der Arbeit der Singegruppe, des dramatischen Zirkels und der Agit-Prop-Gruppe helfen sie den Genossen, die Kraft des Kollektivs zu stärken. Das führte u. a. dazu, daß sich die Disziplin festigte, die Soldaten ihre Kraftfahrzeuge, die Nachrichtentechnik und die Waffen besser in Schuß halten und höhere Ausbildungsergebnisse erzielten."

Leider sind das aber noch Einzelbeispiele, weil es noch immer FDJ-Funktionäre und Mitglieder gibt, die diese Arbeit unterschätzen. Es muß daher ein besonderes Anliegen der FDJ-Leitungen in den Kompanien sein, ihre Aktivität zu steigern und die Autorität des Verbandes zu erhöhen. Manche Funktionäre wagen es nicht, mit ihren FDJ-Problemen zum Kompaniechef zu gehen. Andererseits schimpfen sie aber, meist bei unpassenden Gelegenheiten, über mangelnde Zusammenarbeit. In Abwandlung des bekannten Sprichwortes forderte Genosse Kulski daher die FDJ-Funktionäre in den Kompanien auf: „Du gehst zu deinem Fürst, auch wenn du nicht gerufen wirst."

Kein Vorbild ist z. B. Genosse *Stiehl*, FDJ-Sekretär in einer Kompanie. Ständig fordert er die Mitglieder auf, jederzeit diszipliniert und einsatzbereit zu sein. Das steht jedoch im schroffen Gegensatz zu seinem eigenen Verhalten. So mußte er bestraft werden, weil er zu spät vom Ausgang zurückkehrte und dabei noch über den Zaun stieg. Ein anderes Mal entfernte er sich unerlaubt von seiner Einheit. Da hat also alles gute Reden keinen Zweck, weil die FDJ-Mitglieder in ihrem Sekretär kein Vorbild sehen.

Die koordinierte politische und militärische Arbeit, von der eingangs die Rede war, hat sich bereits seit Monaten bewährt. Aber noch nicht in den unteren Einheiten. In der Einheit, deren FDJ-Sekretär Genosse *Metzger* ist, ziehen noch nicht alle Genossen an einem Strang. Das drückt sich in der manchmal uneinheitlichen Befehlsgabe und im noch mangelhaft entwickelten sozialistischen Verhältnis zwischen Soldaten und Vorgesetzten aus. Wenn sich einzelne Gruppenführer betrinken, unpünktlich den Dienst beginnen oder es kritiklos hinnehmen, wenn sie von Soldaten nicht gegrüßt werden, dann ist es kein Wunder, wenn es im disziplinaren Zustand keine wesentlichen Verbesserungen gibt. Das Übel muß man an seiner Wurzel packen und ausrotten.

Eine deutliche Quittung für diese Unordnung erhielten die Genossen bei der letzten Überprüfung ihrer Technik. Genosse *Kreische*, FDJ-Sekretär der Kompanie Kaden, nannte einige Ursachen. „Die Kraftfahrer z. B. murksen zu viel an ihren Fahrzeugen herum, anstatt die Instandsetzungen ordentlich auszuführen. Viel Zeit wird unnütz verquatscht, während die Fahrzeuge schmutzig sind. Andererseits beschweren sie sich wieder, sie hätten keine Zeit."

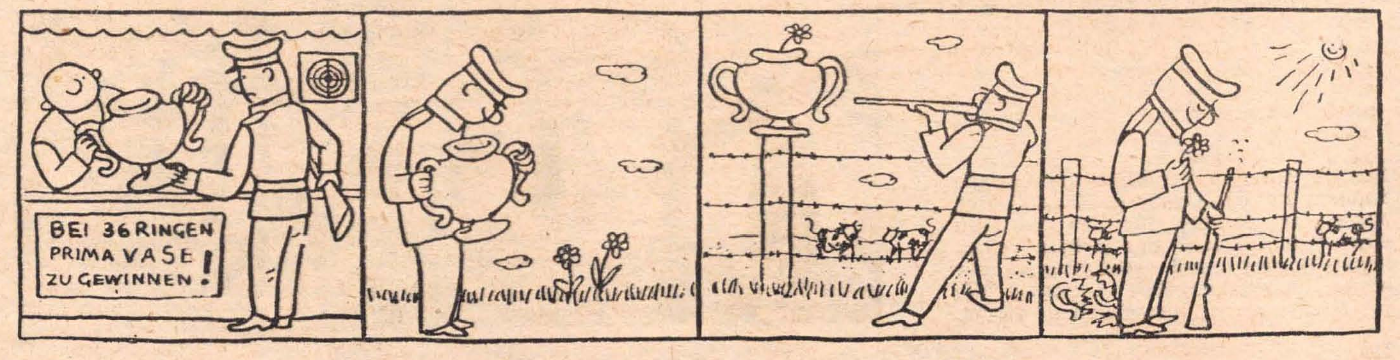
Wie man sieht, gibt es noch viel zu tun, damit der Kampfauftrag des Parteiaktivs in kürzester Frist erfüllt wird Das erfordert die Kraftanstrengung jedes FDJlers, aller Armeeangehörigen.

Jedoch kann die FDJ nicht alles schaffen. Es gibt Mängel, die ihre Kräfte übersteigen. Das betrifft vor allem Mängel in der Versorgung und Ausrüstung. Solche Mängel rufen mitunter Unlust bei den Genossen hervor und tragen nicht dazu bei, die Disziplin und Einsatzbereitschaft zu heben. Alle Bemühungen der leitenden Genossen des Truppenteils, sie zu beheben, blieben bisher jedoch ohne Erfolg.

Nachdem es der FDJ-Organisation in den letzten Wochen gelang, die Aktivität ihrer Mitglieder zu vergrößern, orientierte sie sich jetzt darauf, auch das letzte FDJ-Mitglied in den Kampf um die Festigung von Disziplin und Ordnung einzubeziehen. Starke FDJ-Aktivs in den Kompanien, die breitere Anwendung des Leistungsvergleiches und des Erfahrungsaustausches, die Ausnutzung aller propagandistischen und agitatorischen Mittel sowie die Vorbildlichkeit aller FDJ-Funktionäre und Mitglieder werden dazu führen, daß den „Gammlichs" und „Minutendieben" die Puste ausgeht.

Die Korrektur

Zeichnung: Klimpke



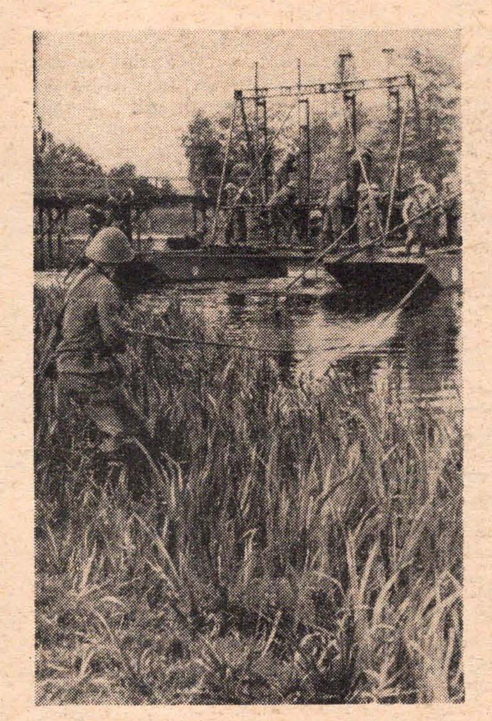


Hohe Anforderungen werden an die Aufklärungsgruppen der Pioniereinheiten gestellt. Zu ihren Aufgaben gehört es, Vorbereitungen für den Brückenschlag durchzuführen. Sie erkunden den Zustand des Flusses, des eigenen und des „gegnerischen" Ufers, der möglichen Zufahrtsstraßen usw. Während die Fähre umgebolzt und der Aufbau des Rammgerüstes vorbereitet wird, stellen die Funker schon mit flinken Händen die notwendige Verbindung zum Kommandanten des Übersetzabschnittes her.

„Pioniere vor . . . !"

FOTOS: LECHOWSKI · TEXT: BUBULZ

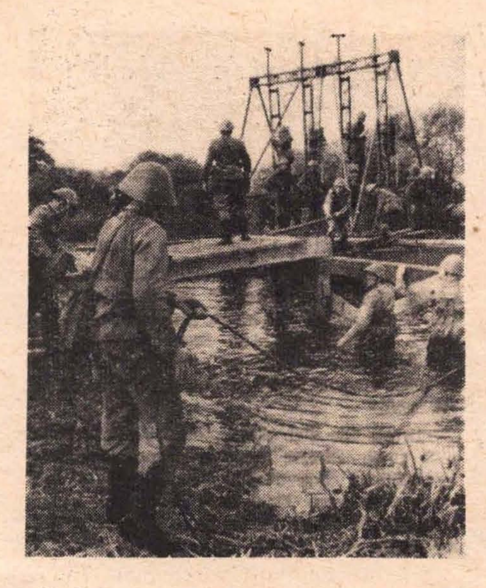
Wer weiß nicht, daß von der Schnelligkeit unserer Pioniertruppen oft das erfolgreiche Handeln unserer motorisierten Infanterie und Panzertruppen abhängt? Ja, die kompliziertesten Aufgaben sind von den Pionieren der Nationalen Volksarmee zu lösen. Sie bahnen oft Wege und Stege für die Truppenteile, führen Sprengungen durch, bauen Straßen und schlagen unter schwierigen Bedingungen Brücken. Kurz gesagt, Pioniere sind Mädchen für alles. „Holzwürmer", Schlosser, Schweißer, fast alle handwerklichen Berufe sind in dieser Truppe vertreten.

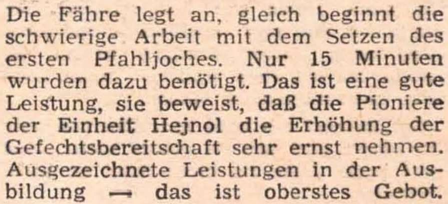


Die Arbeiten am Rammgerüst gehen auch beim Treideln der Fähre weiter. Vertreter anderer bewaffneter Kräfte unserer Republik sind kritische Beobachter und überzeugen sich vom Ausbildungsstand unserer Pioniereinheiten.



Nur 14 Minuten benötigte die Gruppe Knorsky mit den Genossen Kraus, Hopp, Jäger und Zander für das Verlegen eines Uferbalkens, das Setzen eines Schwelljoches und Aufbringen der ersten Spurbahn. Eine Leistung, die so leicht nicht ihresgleichen findet.





Die Fähre legt an, gleich beginnt die schwierige Arbeit mit dem Setzen des ersten Pfahljoches. Nur 15 Minuten wurden dazu benötigt. Das ist eine gute Leistung, sie beweist, daß die Pioniere der Einheit Hejnol die Erhöhung der Gefechtsbereitschaft sehr ernst nehmen. Ausgezeichnete Leistungen in der Ausbildung — das ist oberstes Gebot.



Durch moderne Transportfahrzeuge werden die nötigen „Stile" zum Arbeitsort transportiert. Bei der Übernahme derselben beweist es sich, ob alle Handgriffe, die in der Ausbildung oft trainiert wurden, sich auch beim Schnellbrückenbau bewähren. So eine Übung ist ein schweres Examen.



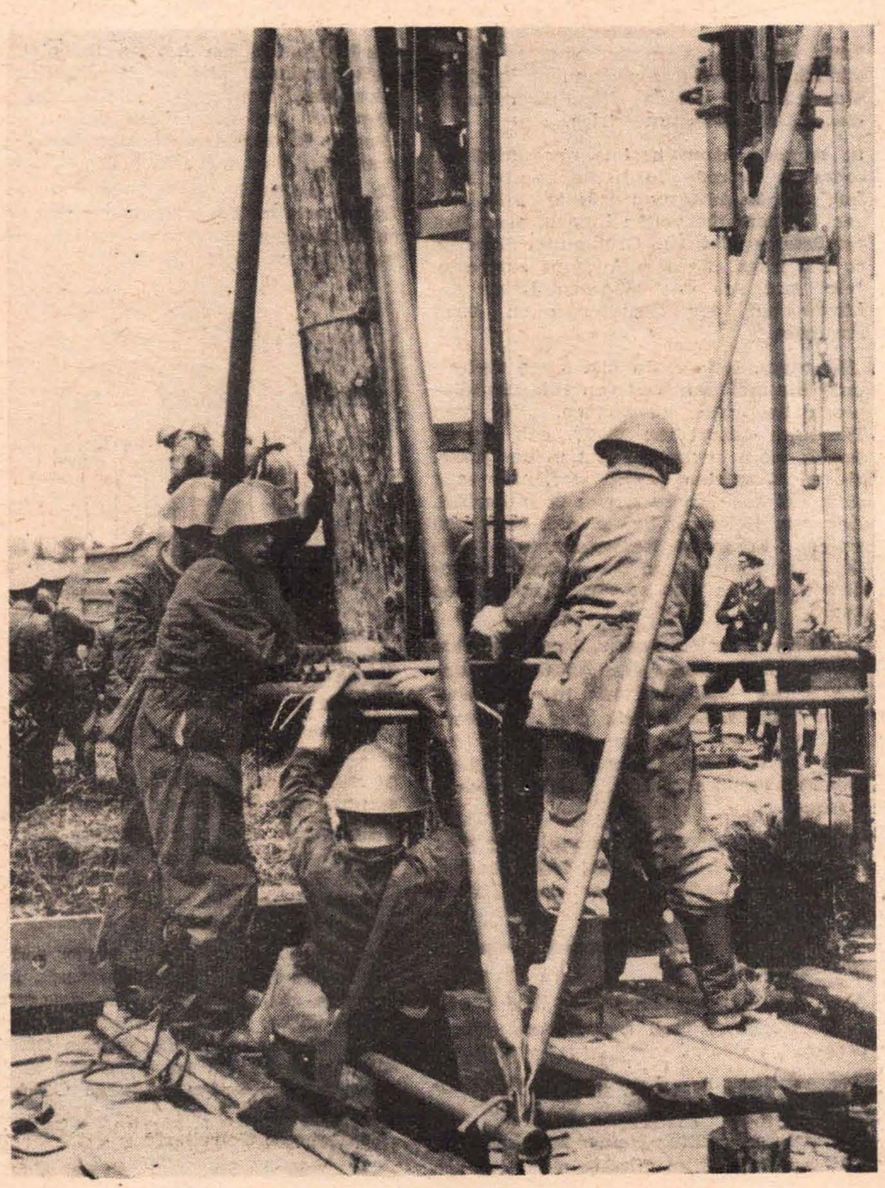
Unteroffizier Voigt, im vergangenen Jahr noch ein hervorragender Bockstreckenbauspezialist, steht auch hier seinen Mann. Der Pionier muß schnelle und geschickte Hände haben, muß kräftig, zäh und ausdauernd sein. Die zum Bau erforderlichen Teile haben ihr Gewicht und können auch den kräftigsten Mann ins Schwitzen bringen.



Pionier sein, heißt eben vielseitiger Spezialist sein.

Daß die Genossen der Einheit Hejnol „Spezialisten" sind und ihr Fach beherrschen, bewiesen sie bei dem Bau einer 50-Tonnen-Brücke, bei 36 Meter Länge, mit acht gerammten Unterstützungen und einem Schwelljoch. Für dieses „Projekt" wurden nur vier Stunden benötigt. Diese Leistung gewinnt noch mehr an Wert, wenn man bedenkt, daß diese Brücke mit dem schweren Brückenpark gebaut wurde. Die „geistigen Väter" dieses Projektes, Hauptmann Lorenz, Oberleutnant Görner und Leutnant Gose, sind sich in ihrer Meinung einig: „Wenn alle Handgriffe exakt sitzen, dann können wir diese Aufgabe in knapp drei Stunden schaffen. Bei der nächsten Lehrvorführung werden wir es auch beweisen."

In einem „Roten Treff" wurden noch viele Verbesserungen vorgeschlagen, die jetzt im normalen Arbeitsrhythmus eingebaut werden. Wie gesagt, das Kollektiv der Pioniere weiß, was es will und hat sich für die Zukunft noch viel vorgenommen. Alle verfolgen dabei nur ein Ziel: Erhöhung der Gefechtsbereitschaft, so, wie es die Parteidelegiertenkonferenz der SED in der Nationalen Volksarmee in ihren Beschlüssen forderte.

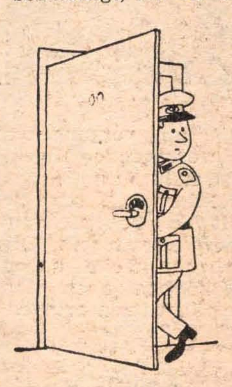


Das war der beste Rammtrupp. Sie waren den anderen dreien stets mit einer „Nasenlänge" voraus, obwohl mit nur vier Mann gearbeitet wurde. Ja, die Genossen Möhring, Knödel, Magdeburg und Zinnecke verstehen ihr Handwerk.

Es ist nicht alles Gold was glänzt / Von Manfred Walther

Die Kleinbahn wand sich zischend und prustend in vielen weiten Schleifen die Höhe empor. Im ersten Wagen saßen nur zwei Personen: Großmutter Serafine, die mit einer Nickelbrille auf der fleischigen Nase emsig an einer Socke strickte, und ein Soldat, dessen sauberes Äußeres den Urlauber verriet. Tatsächlich fuhr Heiner – so hieß er – nach einem halben Jahr Dienstzeit in der Nationalen Volksarmee in sein Heimatstädtchen.

Großmutter war zu sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt, um zu bemerken, daß Heiner als Soldat das stille Örtchen betrat, das jedem Wagen eigen ist, und es als Gefreiter wieder verließ.



Mit Herzklopfen dachte er an den Augenblick, an dem er seiner Braut gegenüberstehen würde. Bald war es soweit. Durch das Loch, das sein Atem in die eisblumenbedeckte Fensterscheibe gefressen hatte, sah er sie an der Sperre stehen, schlank gewachsen, eingemummt in einen blauen Mantel, der das Blond ihrer langen Haare farbenfroh unterstrich.

In langen Sätzen hastete der „frischgebackene" Gefreite durch die Sperre, umfing sein Mädchen und drückte einen langen Kuß auf die vollen Lippen, ohne den entrüsteten Blick von Großmutter Serafine zu bemerken, die dem Ausgang zustrebte. Jetzt erst sah das Mädchen Heide die Litzen auf den Schulterstücken ihres Freundes.

„Mööönsch, Heiner, du bist schon Gefreiter?" Sie hielt ihn weit von sich, um alles genau betrachten zu können. „Nur dem Tüchtigen gehört die Welt", gab Heiner zurück, noch etwas ungeübt in der Rolle, die er zu spielen gewillt war, aber sehr stolz auf den Eindruck, den er hinterließ. Auf dem Heimweg ließ er sich noch von einigen Freunden bestaunen, die nun ernsthaft erwogen, in der Volksarmee zu dienen, w e n n man so schnell avancieren konnte.

An einem der nächsten Tage besuchte Heiner seine ehemaligen Arbeitskollegen. Die kleine Kfz.-Werkstatt im Hinterhof einer baufälligen Fabrik war ihm noch wohl vertraut. Die alte „Ardie", in der Ecke unter dem Schuppendach. Sein Arbeitsplatz war nicht wieder besetzt worden.

Erfreut schob der Meister seine Brille über die buschigen Brauen. „Seht mal, wer sich eingefunden hat", rief er aus: „Unser Heiner!"

„Gut sieht er aus – ordentlich herausgefuttert hat man ihn!"

Auch die anderen hatten nun ihre Werkzeuge weggelegt und standen um Heiner herum.

„Na, seht nur den Prachtkerl – Gefreiter ist er schon geworden!"

Der Meister schüttelt Heiner zum zweitenmal die Hand. Nun mischte sich auch ein anderer Schlosser ein, der bisher noch an einem Motorrad herumgebastelt hatte.

„Da hast du bestimmt was Großes getan?" fragte Werner. „Nein – eigentlich nicht", antwortete Heiner, der sich freute, daß sich seine Arbeitskollegen so sehr für ihn interessierten.

„Guckt doch mal wie bescheiden der ist. Ich bin auch als Gefreiter aus der Armee ausgeschieden und war bestimmt kein schlechter Soldat. Wer's eher schaffen will, muß sich schon verdammt am Riemen reißen, sonst wird nichts draus."

Heiner wurde unsicher. Nervös griff er sich an den Kragen und suchte krampfhaft nach einem Ausweg aus dem Dilemma. Darauf war er nicht vorbereitet. Werner kannte die Verhältnisse so gut wie er, wenn nicht noch besser.

„Entschuldigt, ich darf darüber nicht sprechen. Ihr wißt – militärische Geheimnisse usw . . ." kam es stockend von seinen Lippen.

„Ja, ich verstehe. Aber nun müssen wir weitermachen. Komme mal wieder bei uns vorbei."

„Ob er etwas gemerkt hat?" fragte sich Heiner später, als er vor dem Werktor auf Heide wartete.

Sie hängte sich bei ihm ein und plapperte lustig drauflos: „Heute abend gehen wir schwoofen. Bei Anger spielt eine dufte Kapelle." Und nach einer Weile, als sie Heiners finsteres Gesicht sah: „Du kommst doch mit, nicht wahr?"

„Ja, ja natürlich", sagte Heiner abwesend. Der Platz im Tanzcafé war günstig. Sie saßen in einer verschwiegenen Ecke. Heide hatte sich an Heiner geschmiegt.



Vignetten: Parschau

Aber plötzlich mußte ihn eine böse Krankheit angefallen haben. Seine Pupillen weiteten sich, die Hände zitterten und sein Oberkörper fiel in sich zusammen.

„Was hast du denn?" fragte Heide besorgt.

Zwei Offiziere hatten soeben das Lokal betreten und drehten sich suchend um.

Nun hatten ihn die Offiziere entdeckt, kamen – die Tanzfläche umgehend – auf ihn zu. Heiner stand vor einer Katastrophe. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Er blickte angestrengt zu Boden.

„Gestatten Sie, Genosse Gefreiter, daß wir die beiden freien Stühle besetzen", fragte der eine, ein kraftstrotzender Hauptmann. Heiner nickte mit dem Kopf. Er war mit allem einverstanden. Die beiden Offiziere bestellten eine Flasche Wein und blickten dann fragend auf das „junge Glück" an ihrem Tische.

„Na, Genosse Gefreiter?"

. . . „zeigen Sie mal ihren Urlaubsschein" . . . hörte er schon den Genossen Hauptmann sprechen. Aber er hatte sich getäuscht.

„Ihnen scheint es nicht gut zu gehen?"

„Nein, nein, Genosse Hauptmann, das heißt, Sie haben recht!" Müde winkte er ab. W i e sollte das auch gut ausgehen! Er hatte sich da in eine Sache eingelassen, die ihm über den Kopf wuchs. Gern hätte er alles ungeschehen gemacht. Doch es war zu spät.

„Nehmen Sie sich eine kleine Flasche Rum mit nach Hause und machen Sie eine ordentliche Schwitzkur im Bett." Heiner war schon vom Tisch und zog Heide heftig vom Stuhl. Er hatte es sehr eilig, ins Bett zu kommen.

Die kühle Nachtluft wirkte auf ihn erfrischend. Heide war froh darüber. Sie hatte mit ihm sehr ernsthaft zu sprechen. Und auch Heiner druckste herum. Er wollte ihr die volle Wahrheit sagen, fand aber nicht die rechten Worte.

„Du, Heiner? Ich habe eine Überraschung für dich", und weil sie gerade keine Hand frei hatte, legte sie ihren Kopf an seine Schulter.

„Ja?"

„Ich habe vorige Woche Antwort erhalten, daß ich meine Aufnahmeprüfung für das Ingenieurstudium bestanden habe."

Heiner blieb ruckartig stehen. „Und?" fragte er.

„Ja, denk dir nur – drei Jahre nach Gotha." Verführerisch drückte sie sich an ihn. Heiner wandte sich ab.

„Du willst mich d r e i Jahre allein lassen? Findest dann vielleicht noch einen Besseren?" Heiner war schwer getroffen, lenkte aber dann ein. „Mußt du denn unbedingt studieren und auch noch so lange?"

Heide war nun selbst entrüstet über soviel Unverständnis. „Aber Heiner, du weißt doch ganz genau, daß nur Fleiß und Ausdauer zu beständigen Erfolgen führen. Das ist doch in der Armee genauso, nicht wahr?" Heiner nickte mit dem Kopf.

„Hättest du das nicht auch so gemacht, dann wärest du doch noch nicht Gefreiter!"

Unbewußt hatte das Mädchen jetzt die Brücke geschlagen, die Heiner selbst brauchte. „Sag mal, Heide, hättest du mich auch gern, wenn ich . . . nun . . . eben . . . eben noch Soldat wäre, und es noch zu nichts gebracht hätte?" fragte er unsicher und atmete erleichtert auf, als sie sagte, daß es doch auf den Menschen ankomme, nicht auf das Schulterstück.

„Weißt du", er kraulte zärtlich in ihren Haaren: „Ich bin gar kein Gefreiter, nur ein Angeber. Ich habe mich selbst ernannt – im Abort in der Kleinbahn!"

Heide sagte nichts. Dann stellte sie sich auf die Zehen, packte ihn an den Ohren und zwang ihn, ihr in die Augen zu sehen. „Laß gut sein", sagte sie, „wir bringen das schon ins Reine. Und wenn du mich in Gotha besuchst, bist du bestimmt ein richtiger Gefreiter!"





E. Gebauer (Bild) und H.-J. Usczeck berichten von einer Begleitbatterie

In den Reihen der Schützen



In schnellem Tempo geht die Gefechtsordnung der Mot.-Schützen vor. In kurzem Abstand folgt ihnen die Bedienung des Wachtmeisters Schultz. Mit dem rückstoßfreien Geschütz im Gelände im Laufschritt vorzugehen, stellt keine geringen Anforderungen an die physischen Kräfte.





Angriffsbeginn! Die Mot.-Schützen stürmen vor, nachdem die Artillerie- und Luftwaffenvorbereitung beendet ist. Sie haben es nicht leicht, das überaus heftige „gegnerische" Feuer zu überwinden. Der „Gegner" sitzt in frühzeitig vorbereiteten Stellungen, einige seiner Feuerpunkte sind noch intakt, zwingen die Stürmenden immer wieder zu Boden.

Aber den Angriff führen ja nicht nur die Mot.-Schützen. Da sind die Panzersoldaten und die Pioniere. Und da sind auch die Artilleristen, die mit den Begleitbatterien unmittelbar in der Gefechtsordnung der angreifenden Einheiten folgen.

Sie haben alle Hände voll zu tun. Sowohl zu den Feuerstellungen der größeren Kaliber, als auch zu ihnen kommen Feueranforderungen am laufenden Band. Hier ist ein Geschütz niederzuhalten, da ein Bunker zu zerstören, ein Maschinengewehr zu vernichten oder ein Granatwerfer zum Schweigen zu bringen.

Ja, die Artilleristen in den Begleitbatterien haben eine schwere Aufgabe. Sie gehen mit den stürmenden Einheiten vor – das erfordert Zähigkeit und die Fähigkeit, große physische Anstrengungen zu ertragen. Sie müssen blitzschnell auf neuauftauchende oder wieder auflebende Ziele reagieren – das erfordert eine hervorragende Ausbildung, die Beherrschung der Waffe aus dem ff. Unsere Genossen wissen das, und sie erfüllen diese Anforderungen. Nehmen wir als Beispiel eine Bedienung aus der Batterie Lienshöft, die wir bei der Ausbildung besuchten. Geschützführer ist Wachtmeister Schultz, Richtkanonier Gefreiter Tessmer. Sie haben bisher alle Übungen mit guten und ausgezeichneten Ergebnissen geschossen.

Sie sind stolz auf ihre Waffengattung und auf ihre Waffe, das rückstoßfreie Geschütz. Sie wissen, welche Rolle sie im Gefecht zu spielen haben. Deshalb kämpfen sie darum, auch jetzt in der Gefechtsausbildung immer in der ersten Reihe zu stehen.

Die Aufgabe ist klar: die Mot.-Schützen beim Angriff zu unterstützen, Feuerpunkte niederzuhalten oder zu vernichten. Die Schützenkette muß in Deckung gehen. Schon sind die Artilleristen heran, gehen in Stellung. Da ist das Ziel – ein Maschinengewehr. Die Bedienung des Genossen Schultz ist gut aufeinander eingespielt. Nur Sekunden dauert es, dann wird das Feuer eröffnet. Zwei Granaten – das Maschinengewehr schweigt. Wieder erhebt sich die Infanterie. Der Angriff geht weiter.





Die „gegnerische" Drahtsperre ist erreicht. Die Gassen wurden von Pionieren vorbereitet. Die Begleitbatterie geht in Stellung und gibt Feuerschutz für die Mot.-Schützen. Dann der umgekehrte Vorgang – die Infanterie sichert das Überwinden der Sperre durch die Kanoniere.



▲

Um besseres Schußfeld zu haben, wurde das Dreibein ausgeklappt. Das Ziel ist erkannt – eine „gegnerische" Pak. Soldat Hill, der Ladekanonier, hat bereits die Granate im Arm, die ihm der Munitionskanonier, Soldat Konkol, zureichte. Um den Druck des Abschusses abzuschwächen, tragen die Bedienungen Kappen unter dem Helm.

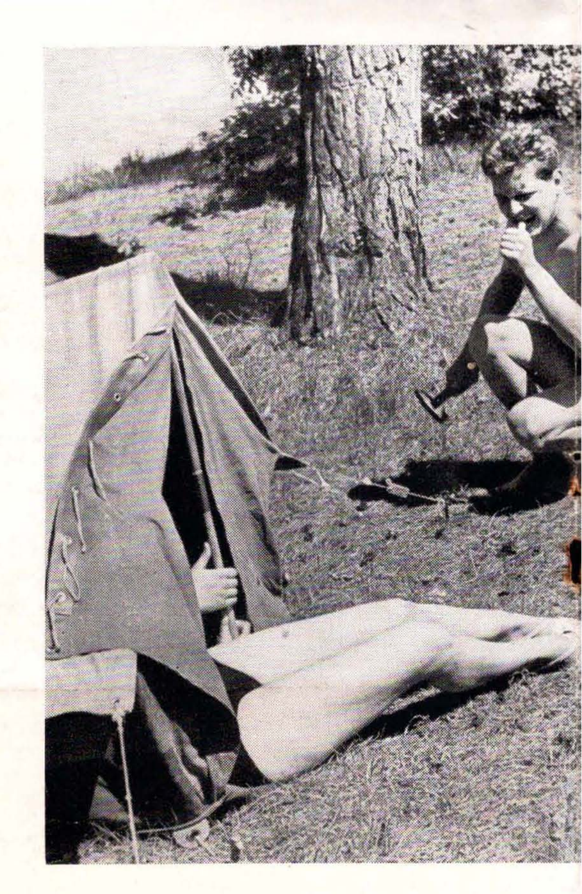
„Auf Pak. Splitterwurfgranate, Splitterzünder. Aufsatz 6. Ziel Mitte anrichten. Ein Schuß. Feuer!" So lautete das Kommando, das Wachtmeister Schultz gegeben hatte. Abgefeuert. Gespannt beobachtet er jetzt. Seine Bedienung gehörte beim Schießen immer zu den Besten. ▶

Jawohl, es hat geklappt! Volltreffer! Teile des „Zieles" wirbeln durch die Luft. Der erste Schuß genügte. Diesmal war es nur eine Scheibe. Aber die Genossen der Bedienung werden so auch jedem Aggressor antworten, der unsere Republik antasten will. Darauf bereiten sie sich zäh und ernsthaft vor. Sie wollen gefechtsbereit sein.

▼







Nach der guten, alten Weise
„Wochenend und Sonnenschein“
muß es ja (im Freundeskreise)
unerhört gemütlich sein.

Sommer



Mittags knurrt der leere Magen;
Angeln ist zwar kinderleicht,
doch natürlich bleibt zu fragen,
ob d e r Fisch für alle reicht.



Keiner zahlt Vergnügungssteuer
für zwei Tage Zelterei.
Schließlich geht, am Lagerfeuer,
dieses Wochenend vorbei.





Offenbar verlockt die Sonne
nicht gleich jedermann zum Bad;
wer ein Mann ist, spielt mit Wonne
notfalls auch zu zweien Skat.



Ungetarnt, doch aus Verstecken,
pirscht man hier die Mädchen an;
ob man sie beim sanften Wecken
nicht ein bißchen küssen kann?

Sonne und Soldaten

FOTOS: GEBAUER

TEXT: STRAHL

Es gab keinen, mit dem unsere Reporter Ernst Gebauer (Bild) und Karl Heinz Freitag (Text) in der Einheit Blass zusammentrafen, der die verstärkte und intensive Hindernisausbildung dieses Ausbildungsjahres nicht begrüßt hätte. „Man kriegt Mumm in die Knochen und gewöhnt sich an vieles, was einem im Gefecht entgegentritt", sagte Soldat Dieter Klamt. „Wir sind zwar erst einige Male über die Kampfbahn unseres Standortes gegangen, können aber trotzdem schon feststellen, daß sich dieses Training bei allen Genossen sehr, sehr vorteilhaft ausgewirkt hat." Davon konnten wir uns überzeugen. Die Verhältnisse für die Anlage einer gefechtsnahen, mit zahlreichen Überraschungen gespickten Kampfbahn sind nahezu ideal: Meterhoch aufeinandergetürmte Steinbrocken, Stahlträger, Eisengeflechte, steile Betonwände, dunkle Kellergewölbe mit tiefen Wasserlachen, stachlige Drahthindernisse, knöcheltiefe Sandflächen, unübersichtliches Kuschelgelände, bizarre Hausruinen, hoher Kiefernwald, steile Hänge, breite Gräben. Es ist im wesentlichen alles da, was gebraucht wird, was – in einer sinnvollen Kombination – zur Konditionssteigerung nötig ist. Und trotzdem, trotz der beachtlichen Anfänge, werden noch nicht alle Möglichkeiten zweckentsprechend ausgeschöpft: Die Fluten der nahe gelegenen Ostsee werden nicht in die Kampfbahn einbezogen, der verseuchte Abschnitt beginnt und endet stets an ein- und demselben Punkt, um die Wasserlachen in den Kellergewölben wird ein großer Bogen gemacht, das umfangreiche Ruinengelände wird nicht zu den verschiedensten Variationen ausgenutzt und am Schluß der 3,5-km-Strecke fehlt mit dem Schießen der exakte Meßwert, inwieweit jeder Genosse bzw. das Kollektiv nach einer hohen physischen Belastung fähig ist, Kampfaufgaben zu lösen. Das ist nicht etwa nur unsere, sondern auch die Meinung vieler Soldaten. Und so fehlt dieser, ansonsten sehr einfallsreich angelegten Kampfbahn im Standort Pr. leider noch:



HOCH HINAUS geht es an der kerzengerade emporsteigenden Betonwand (links), wobei jede Gruppe das Kletterseil bereits fest vertäut vorfindet. Aber leider entspricht das wohl kaum den realen Gefechtsbedingungen. Dazu ein Vorschlag: Wie wäre es, wenn das Seil zusammengerollt am Fuße der Wand läge und demnach jedes Kollektiv die Bezwingung dieses Hindernisses mit eigenen Kräften organisieren müßte? Dadurch würde sowohl die Findigkeit wie Initiative der Genossen in größerem Maße geweckt, Dinge und Eigenschaften also, die der Soldat im Gefecht ebenfalls dringend braucht. Beim Horizontalklettern (oben) ist der einzige Nachteil, daß es nicht über einen Flußlauf, sondern lediglich über eine Geländevertiefung erfolgt. Allerdings gibt es in der näheren Umgebung kaum ein Flüßchen, das man dazu ausnutzen könnte. Dagegen ließe sich die Ostsee wunderbar für die verschiedensten Wasserhindernisse verwenden – Durchwaten eines Abschnittes, Kleiderschwimmen o. ä. Am Ende der Kampfbahn zehrt dann noch einmal der Steilhang im Gelände (rechts) an den Kräften der Genossen.

DER SPRUNG IN DEN KELLER steht – nachdem vorher die Sturmbahn überwunden wurde – am Anfang der eigentlichen Kampfbahn (rechts). Einen Sprung nach vorn müssen die verantwortlichen Sportoffiziere allerdings noch im Hinblick auf die verschiedenen Einlagen tun. Bislang befindet sich der verseuchte Abschnitt immer an ein und derselben Stelle und ist zudem noch recht, recht kurz (etwa 200 m). Warum kann er nicht auch mal in das Ruinengelände oder an andere x-beliebige Stellen der Kampfbahn verlegt werden?





Das Tüpfelchen auf dem i



Kraftvoll und konzentriert, unser Bild zeigt es, turnt Oberleutnant Werner Drescher seine Kür an den Ringen. Ebenso kraftvoll, energiegeladen und konzentriert ist seine Vorbereitung auf die Ausscheidungskämpfe mit den westdeutschen Kunstturnern, in deren Ergebnis die Besten aus beiden deutschen Staaten zu den Olympischen Spielen nach Rom fahren werden. Drükken wir Werner Drescher und den anderen Aktiven unseres Armeesportklubs sowie unserer Republik kräftig die Daumen, daß sie im August in der italienischen Metropole dabei sind.

Foto: E. L. Bach

Unsere OLYMPIAKANDIDATEN *für* ROM

KUNSTTURNEN

Von Hauptmann Herbert Wolf

Kraftvolle Eleganz kennzeichnet wohl keine Sportart so stark wie das Kunstturnen der Männer. Wenn die athletischen Körper scheinbar schwerelos um die Reckstange schweben, über das Langpferd fliegen oder in Flick-Flacks und Saltos über die Matte wirbeln, wenn beim Handstand auf den Barrenholmen oder beim Kreuzhang an den Ringen im plötzlichen Verharren ein statisches Bild der Schönheit entsteht, wenn schließlich im rhythmischen Kreisen die schwierige Übung am Seitpferd traumhaft sicher absolviert wird — dann erfüllt atemlose Stille die Arena und brausender Beifall belohnt die Aktiven für jahrelange harte und ernste Arbeit.

Kein Länderkampf, keine Meisterschaft kann sich messen mit dem olympischen Turnier. Das Herz jedes Turners schlägt höher, denkt er daran, einmal dabeisein zu dürfen.

In diesem Jahre ist es wieder soweit. Die Turner in beiden deutschen Staaten haben es besonders schwer. Die verbrecherische Politik der westdeutschen Militaristen schuf eine Lage, die dreifache Anstrengungen erfordert, wenn man in Rom dabeisein will.

Langwierige Verhandlungen waren notwendig, um in letzter Stunde die Voraussetzungen zu schaffen, den sportlichen Regeln gemäß doch noch die besten deutschen Turner zum olympischen Turnier entsenden zu können. Es erfüllt uns mit großer Freude, unter denjenigen, die in zwei Ausscheidungswettkämpfen mit den Vertretern des westdeutschen Turnerbundes um die endgültige Nominierung ringen, vier Angehörige der Nationalen Volksarmee unserer Deutschen Demokratischen Republik zu wissen. Stellen wir sie also den Lesern der „Armee-Rundschau" vor:

Der erfahrenste und wohl auch leistungsstärkste dieses vierblättrigen Kleeblatts ist Meister des Sports Oberleutnant Günter Nachtigall. In ihm verkörpert sich eine internationale Wettkampferfahrung von nahezu zehn Jahren. Seit Ende 1955 steht er in den Reihen der bewaffneten Kräfte unserer Republik. Erst vor wenigen Wochen bewies Genosse Nachtigall mit einem ausgezeichneten sechsten Platz bei den internationalen Turnwettkämpfen in Moskau, daß er sich bereits in guter Form befindet. Damit dürfte er nun auch die letzten Auswirkungen seiner ernsten Verletzung, die ihn 1958 fast ein ganzes Jahr zum Pausieren zwang, überwunden haben. Alle Turnanhänger erwarten mit Recht gerade von ihm hohe und ausgeglichene Leistungen, die dem jetzt 30-jährigen Offizier einen guten Platz in der gemeinsamen deutschen Olympia-Vertretung sichern sollten.

Ein echtes Kind unserer Sportvereinigung ist Meister des Sports Oberleutnant Werner Drescher. Seit zehn Jahren steht er in den Reihen der bewaffneten Kräfte. Von der Pike auf erlernte er hier die Turnkunst und hat sich durch unermüdlichen Trainingsfleiß in langen Jahren harter Arbeit bis zur DDR-Spitze „hinaufgeturnt". Von Anfang an, also seit 1952, gehört er ununterbrochen der zentralen Mannschaft Turnen an, durchlebte mit dem Kollektiv alle Höhen und Tiefen. Er war dabei, als sich die Mannschaft langsam zu durchschnittlichen Könnern der Meisterklasse entwickelte, als sie dann in drei Jahren unter der Leitung des hart fordernden Trainers Rolf Bauch den Sprung bis zum Anschluß an die europäische Spitzenklasse vollzog und zweimal den Titel des Deutschen Mannschaftsmeisters errang. Sein Name ist ebenso untrennbar mit der I. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen verbunden wie mit vielen anderen hervorragend besetzten Turnieren. So ist Genosse Drescher ein besonders würdiger Vertreter der ASV Vorwärts im Olympiakader 1960. Für ihn, dessen Stärken am Barren, am Reck und beim Pferdsprung liegen, Disziplinen übrigens, in denen er sich 1959 mit dem Titel des Deutschen Meisters schmücken konnte, für ihn wäre die Teilnahme am olympischen Turnier 1960 der Höhepunkt seiner langen, sich nunmehr dem Ende zuneigenden Laufbahn.

Der Dritte im Bunde ist unser langjähriger Pechvogel Leutnant Wolfgang Gipser (Bild), ebenfalls Meister des Sports. Mit seinen 25 Jahren hat er sich trotz mehrfacher ernster Verletzungen immer wieder zur Spitze herangearbeitet. Stets aufs neue konnte er durch hervorragende Leistungen bestechen. Genosse Gipser ist seit 1954 Angehöriger der bewaffneten Kräfte unserer Republik. Der kleine blonde Arbeiterjunge aus Greiz verfügt über einen unbändigen Willen. Wenn man trotz eines Risses der Achillessehne 1955 und Bruch eines Halswirbels 1956 ein Jahr später den Titel eines Deutschen Meisters im Olympischen Zwölfkampf erringt, dann steckt dahinter eine ungeheure Energie, eine hervorragende kämpferische Leistung, aber auch Fähigkeiten, die mehr als durchschnittlich sind.

Der Vierte und Letzte dieses Kleeblattes, das unsere Hoffnungen für Rom trägt, ist Meister des Sports Oberfeldwebel Richard Karstedt. 1954 meldete er sich aus einer kleinen BSG zum Ehrendienst in den bewaffneten Kräften unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates, wo ihn dann ein Trainer in seiner Leipziger Dienststelle entdeckte. Jahrelang turnte er in der Reservemannschaft und erarbeitete sich von Mal zu Mal eine bessere Position. So mancher verließ die Mannschaft wieder, konnte den hohen Anforderungen nicht gerecht werden. Genosse Karstedt aber blieb und arbeitete weiter, konzentriert und mit klarem Ziel vor den Augen. Obwohl er noch über relativ wenig Wettkampferfahrung verfügt und das Seitpferd bei ihm schon manche hohe Wertung zunichte gemacht hat, besitzt er mit seinen kämpferischen Qualitäten und seinem Ehrgeiz gleichfalls eine durchaus reale Chance.

Wie die Ausscheidungskämpfe auch enden mögen, unsere Genossen Nachtigall, Drescher, Gipser und Karstedt gehören zu den Sportlern der Nationalen Volksarmee, denen nachzueifern sich lohnt, die in sich einen großen Teil jener Eigenschaften verkörpern, die den Soldaten unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht auszeichnen und ihn unbesiegbar machen.



Sport zwischen Back und Steuerbord

Kein Seemannsgarn, sondern reale Wirklichkeit

Gesehen, erlebt und aufgeschrieben von Major K. H. Freitag

Als ich mich zum erstenmal näher mit diesem Thema befaßte, da war das sozusagen mehr akademischer als praktischer Natur. Und so wurde es damals im Märzheft der „Armee-Rundschau", auch ganz schlicht und einfach bei seinem prosaischen Namen genannt: Sport an Bord. Lange dauerte damals mein Gespräch mit Korvettenkapitän Winkler, dem Leiter des Sekretariats des Bezirkskomitees Rostock der ASV Vorwärts. Möglichkeiten wurden erwogen, Vorschläge gemacht und ein wahrer Seesack vielfältiger Gedanken geäußert.

Das Ergebnis kennt der Leser.

Warum diese Rckblende? wird er jetzt vielleicht etwas ungehalten fragen.

Deshalb, weil es damit begann.

Was?

Die Diskussion, die öffentliche Beratung dieses Problems. Und ein Problem war es — zugleich auch ein „heißes Eisen". Denn oft traute man sich nicht so recht heran, machte tausend Vorbehalte gegen das sportliche Leben an Bord der Schiffe, philosophierte, ob so etwas denn überhaupt möglich und nötig sei, verwies auf Verletzungsgefahren, auf fehlende Geräte und Sportmaterialien und ein Dutzend andere Dinge. All die Gegenargumente aufzählen, hieße soviel, wie die Fehlschüsse unserer Fußball-Nationalmannschaft registrieren wollen.

Das erste Echo zu diesem Thema, dem „Armee-Rundschau" im Märzheft Raum gegeben hatte, kam wenige Tag später. Es war der Aufruf des „Flotten-Echos": „Wie machen wir Sport an Bord?" Und am 15. April schilderten die Genossen des Schiffes Dembiany bereits, welche Erfahrungen sie mit einer Sportveranstaltung gemacht hatten. Noch blieb zwar das Schiffsdeck unberührt vom sportlichen Leben, denn die Wettkämpfe fanden auf der Pier statt, aber es war ein erster Versuch, mit einem Provisorium auszukommen. Durch den Bordfunk kam die Aufforderung, beim Karabinerstrecken, Hantelstoßen und Expanderziehen mitzumachen. „Erst wollte keiner den Anfang machen", berichtete Genosse Werfel, „doch dann nahmen sich zwei Offiziere ein Herz und begannen. Nun stand keiner mehr abseits, jeder wollte den bestehenden Rekord in den einzelnen Disziplinen brechen. Die jeweilige Bestleistung wurde durch den Bordfunk bekanntgegeben, so daß sich immer mehr Genossen an den Wettbewerben beteiligten."

Immer umfassender wurde in den folgenden Wochen die öffentliche Diskussion, bis sie Anfang Mai einen derartigen Raum einnahm, daß das „Flotten-Echo" fast eine ganze Zeitungsseite mit wertvollen Erfahrungen veröffentlichen konnte. Dabei stachen besonders die Gedanken von Oberleutnant Lubjuhn hervor, der eine Anzahl wirklich gut durchdachter und praktisch durchführbarer Vorschläge unterbreitete, die sich auf seinem Schiff bereits in der Praxis bewährt hatten. Seinen Hinweisen, seiner Hilfe ist es unter anderem auch zu danken, daß Ende Mai mit drei MLR-Schiffen eine gut organisierte und ideenreiche Lehrvorführung zu jenem Komplex der Sportarbeit an Bord stattfinden konnte.

Es war einfach verblüffend, zu sehen, wie die einzelnen Decks des schlanken Schiffskörpers mit einemmal zu improvisierten kleinen Sportstätten wurden. Zwischen Back- und Steuerbord, vom Bug bis zum Achterdeck rollten die verschiedensten Wettkämpfe und Übungen ab, pulsierte ein buntes sportliches Leben.

In kleine Gruppen von vier bis fünf Genossen eingeteilt, nahm genau ein Viertel der Schiffsbesatzung daran teil. Diese Aufgliederung entspricht etwa jenen Möglichkeiten, die vorhanden sind, wenn das Schiff auf Reede liegt. Außerdem kommen sich die Matrosen bei dieser weisen Beschränkung nicht gegenseitig in die Quere, behindern einander nicht. Im ständigen Wechsel kann so jedesmal der vierte Teil der Besatzung gut und ohne Überlastung Sport treiben.

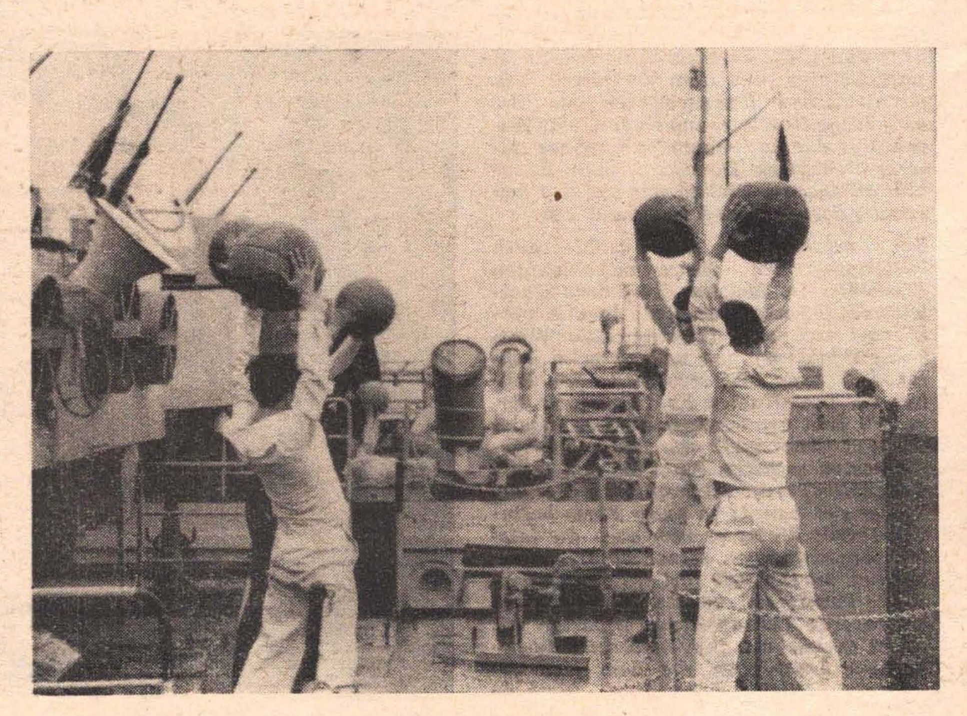
Und was stand auf dem Programm?

Außer großen Ballspielen, für die — das wird auch der blutigste Laie verstehen — hier nun einmal kein Platz ist, eigentlich alles.

Auf der Back wurde eine einfallsreiche, vergnügte Gymnastik betrieben, Seilspringen veranstaltet und ein munterer Wettbewerb im Expanderziehen ausgetragen. Wie ich auf dem Schiff des Oberleutnants Hempel erfuhr, hält gegenwärtig Stabsmatrose Wich den Rekord: Sechsmal zieht er die fünf widerspenstigen Stränge vor der Brust auseinander.

An der Station 7/II dominierten eindeutig die Kraft- und Konditionsübungen: Gewichtstrecken, Liegestütze in mehreren Varianten, Klettern und Hangeln am Seil, das bei den Matrosen fachmännisch Tampen heißt.

Das Wasserbombendeck sah vor allem Medizinball- und Partnerübungen. Letztere in der Art, daß sich beispielsweise zwei Genossen, jeweils den Mittelfinger



Selbst auf kleinstem Raum — hier ist es das Wasserbombendeck — läßt sich Sport treiben.

Foto: Kurzbach

in den des anderen gehakt, gegenüberstehen und versuchen, sich gegenseitig vom Platz zu ziehen. Wer den „Hakel" öffnet oder mit beiden Beinen von seinem Standplatz gezogen wird, der hat dieses kleine Spiel verloren.

Ganz großartig hergerichtet war das Arbeitsdeck. Hier stand entweder ein Hoch- oder ein Stützreck, außerdem lagen Matten zum Bodenturnen bereit. Sogar ein Wettbewerb im Tauziehen wurde abgewickelt, abgewickelt im wahrsten Sinne des Wortes, denn der Tampen lief um eine Rolle, so daß sich die schwitzenden Kontrahenten nicht gegenüberstanden, sondern — zumindest anfänglich! — auf gleicher Höhe Posten bezogen hatten.

Ein Höhepunkt besonderer Art war ferner die militärische Hindernisstaffel mit Start und Ziel auf dem Arbeitsdeck. Holterdiepolter ging es in einer wilden Jagd über die Aufbauten, die Niedergänge hinab und wieder hinauf, am Tampen und an der Strickleiter empor.

Wurde hier die Begeisterung der Matrosen entzündet, so flammte sie beim traditionellen Kutterrees voll auf. Jede Besatzung, aus zwanzig Genossen bestehend, mußte den Kutter selbst zu Wasser lassen, einmal das eigene Schiff umkreisen und danach das recht gewichtige Gefährt wieder nach oben hieven. Dieser Wettkampf riß selbst den unbeteiligten Zuschauer mit, so daß es von allen Seiten Anfeuerungsrufe hagelte. Sieger wurde die mit ganzem Einsatz kämpfende Mannschaft vom Schiff Hempel.

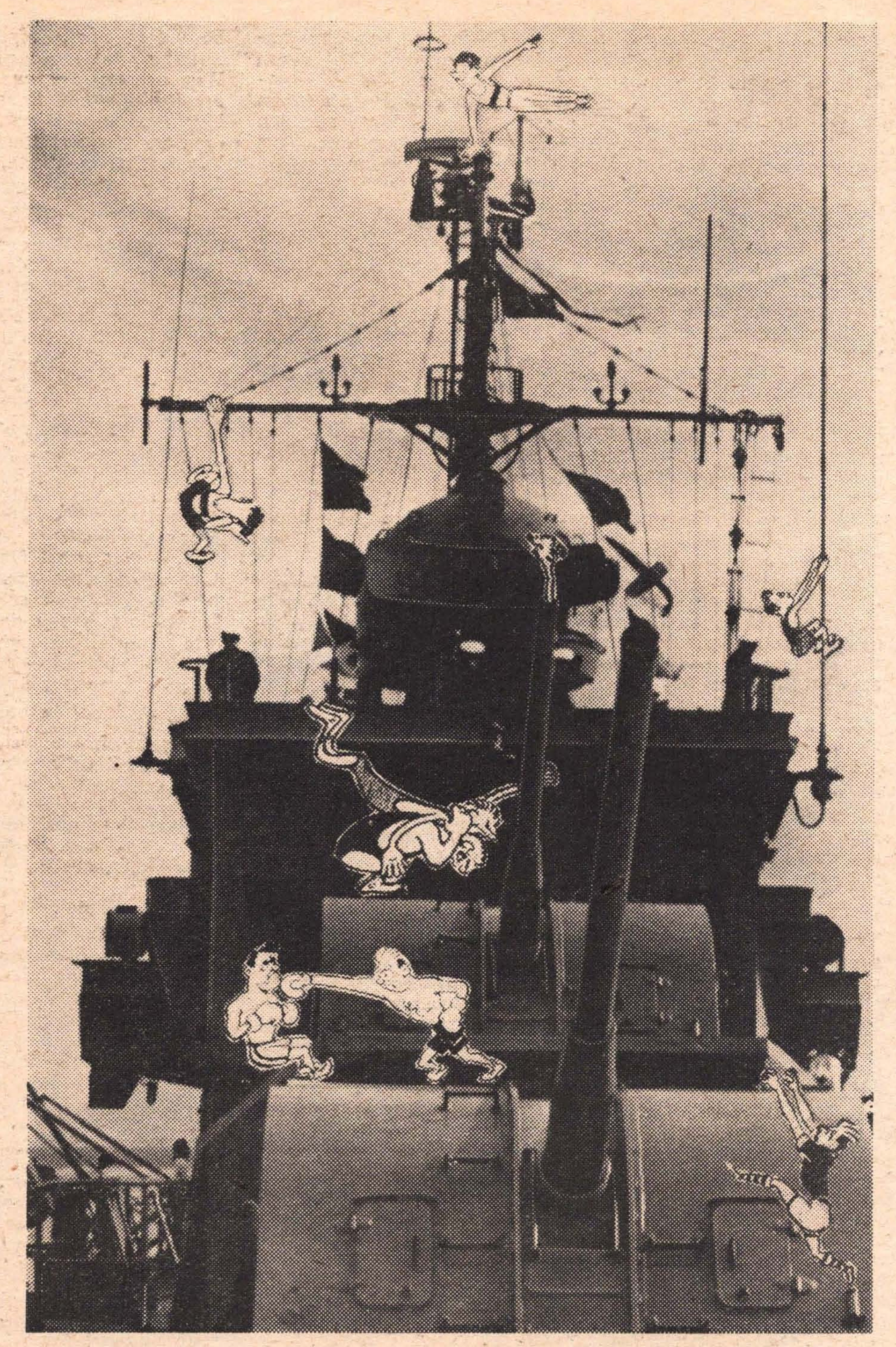
Wie im Fluge gingen diese neunzig Minuten Sport an Bord vorüber — im Gedächtnis registriert als eine durchaus eindrucksvolle und überzeugende Lehrvorführung, als ein tatkräftiger Anfang, der den Übergang von der „theoretischen„ Diskussion zur praktischen Verwirklichung der militärischen Körperertüchtigung an Bord vollzog.

Und was sagen die Matrosen und Offiziere selbst dazu?

Erste Feststellung, getroffen von Stabsmatrose Manfred Beier: „Obwohl wir noch nie in meiner zweieinhalbjährigen Dienstzeit soviel Sport auf einmal gemacht haben, war ich wirklich mit Freude dabei. Es hat großen Spaß gemacht. Und das, was heute hier begonnen worden ist, muß unbedingt fortgesetzt werden. Der Sport muß zum festen Bestandteil des Lebens an Bord werden."

Zweite Feststellung, getroffen von Obermatrose Hilmar Freiheit: „Durch diese Lehrvorführung heute haben wir etwas geschafft, was uns vorher nie gelingen wollte: Den Kutter von zwanzig Genossen ins Wasser zu lassen und auch wieder einzuholen. Sonst hat sich damit meistens die ganze Schiffsbesatzung herumgequält. Der sportliche Wettbewerb hat uns geholfen, diese Aufgabe auch mit einer kleineren Anzahl Genossen zu lösen."

Dritte Feststellung, getroffen von Kapitänleutnant Unger: „Manche Kommandanten haben sich in der Vergangenheit mit Händen und Füßen gegen die Sportarbeit an Bord gewehrt, weil sie deren Notwendigkeit nicht einsahen. Andererseits bereitete ihnen aber das Nachlassen der physischen Kräfte ihrer Matrosen bei einem längeren Einsatz auf See große Sorgen. Das kann jedoch nur überwunden werden, wenn wir der militärischen Körperertüchtigung mehr Augenmerk schenken. Auf den Schiffen meiner Gruppe wird schon eine ganze Weile aktiv Sport getrieben, vor allem Kutterpullen, Schwimmen, Wasserspringen, Tauklettern, Gymnastik und Boxen. Und ich habe die Erfahrung gemacht, daß sich das gut auswirkt. Deshalb bin i h immer dafür, daß die Sportarbeit an Bord forciert wird."



Vierte Feststellung, getroffen von Korvettenkapitän Winkler: „Die militärische Körperertüchtigung unserer Matrosen muß vor allem darauf gerichtet sein, ihre Kondition, ihre Geschicklichkeit und ihre Schnelligkeit zu erhöhen, denn das brauchen sie vor allem bei ihrem schweren Dienst auf See. Deshalb war die Lehrvorführung besonders hierauf orientiert, was nicht ausschließt, daß man natürlich auch Disziplinen, die vornehmlich zu anderen Eigenschaften erziehen, pflegen kann."

Fünfte Feststellung, getroffen von Fregattenkapitän Streubel: „Jetzt, da wir gesehen haben, welch eine Vielfalt von Möglichkeiten es für die Sportarbeit an Bord gibt, kommt es darauf an, die hier gewonnenen Erfahrungen auf alle Schiffe der Seestreitkräfte zu übertragen. Das bedeutet: Nicht erst auf ellenlange Anordnungen und Richtlinien warten, sondern eigene Initiative entwickeln und überall sofort damit beginnen. Was wir jetzt brauchen, das ist die lebendige Tat!"

In diesen fünf Feststellungen ist zugleich das ausgesprochen, was de Berichterstatter allein zu sagen übrig geblieben wäre. So kann er sich mit dem klassischen Rechtsgrundsatz des Altertums zurückziehen: Qui tacet, consentire videtur — Wer schweigt, stimmt anscheinend zu (wobei es im Interesse der Sachlichkeit nur noch das kleine Wörtchen „anscheinend" zu streichen gäbe).

AR sprach mit Werner Lierck über den Film:

Einer von uns

Eigentlich war der Hotte Janetzki früher mal ein ganz anständiger Kerl. Alle, die ihn kannten, und das waren bestimmt nicht wenige, mochten ihn gern. Seine Sportkameraden, Arbeiter wie er, hatten so manchen Spaß an dem etwas großkotzigen, schnell aufbrausenden und nie auf den Mund gefallenen Berliner Arbeitersportler. Aber auch vom Ringen, dem sie sich allesamt verschrieben hatten, verstand er etwas, machte er doch selbst mit in dem kleinen Arbeitersportverein des Berlins der zwanziger Jahre. Doch von Tag zu Tag wurde die SA frecher, unverschämter, hinterlistiger und grausamer. Bis dahin war mit Hotte alles gut gegangen. Aber dann, als er sich eines Tages von den braunen Horden provozieren läßt, brutal niedergeknüppelt und später ins Konzentrationslager geschleppt wird, da ist es aus mit ihm. Tiefe Narben im Gesicht, „fertiggemacht" nach Strich und Faden, kehrt er nach Jahren zurück. Die KPD und auch die roten Arbeitersportler befinden sich in tiefster Illegalität, kämpfen jedoch weiter, unbeirrt und mit klarem Ziel vor den Augen. Richard Bertram, der in ganz Deutschland bekannte Ringer, ist standhaft geblieben, und auch Alli Grunert, sein Freund und Kampfgefährte. Mit ihnen viele andere. Nur Hotte Janetzki wurde zum Verräter, hat nunmehr den Auftrag, den illegalen Apparat auszukundschaften, die Genossen zu bespitzeln — im Rücken stets und ständig die Drohungen der Gestapo, ihn wieder zurückzuschleppen ins Konzentrationslager, ein Gedanke, der ihm das Rückgrat bricht, ihn bis an den Rand des Wahnsinns treibt...

*

Sie ist dramatisch bis zum äußersten angelegt, diese Rolle des Hotte Janetzki in dem Sportfilm der DEFA „Einer von uns" — und Werner Lierck, ansonsten eigentlich nur als amüsanter „Faxenmacher" (wie er selbst gern sagt) bekannt, spielt sie mit großem Einfühlungsvermögen, gestaltet sie für den Zuschauer nicht minder dramatisch. Die Zentralfigur des Streifens ist der Ringer Richard Bertram, ein Arbeitersportler und Kommunist, dem die schwere Aufgabe obliegt, als Mitglied der Olympiamannschaft des faschistischen Deutschlands Verbindungen zu ausländischen Genossen anzuknüpfen. Richard Bertram, von Nationalpreisträger Günter Simon eindrucksvoll verkörpert, ist wie Werner Seelenbinder, dem dieses Filmwerk gewidmet ist, ein bescheidener, unter den größten Schwierigkeiten seine Pflicht erfüllender Genosse. Und doch möchte ich meinen, daß dies dem Zuschauer lange nicht so elementar, so eindringlich bewußt würde, stände dem Richard Bertram nicht jene Figur des Hotte Janetzki gegenüber. Denn erst an dieser Konfrontierung erkennt der Zuschauer, ganz besonders der jugendliche, die wahre Größe des Richard Bertram, hat er die plastische Vergleichsmöglichkeit, welcher Weg der richtige, welche Entscheidung die bessere ist. Von der Anlage her haben wir den Drehbuchautoren Gerhard Neumann und Hans Albert Pederzani für diese Lösung zu danken, von der Regie her Dr. Helmut Spieß und von der künstlerischen Gestaltung her Günter Simon und Werner Lierck.

*

Eines hat der Werner Lierck alias Hotte Janetzki des Films mit dem Werner Lierck des Alltags auf jeden Fall gemein: Das Berlinern! — „Aba immer", lacht er. „Sie ham ja keine Ahnung, wie glücklich ick war, daß ick in der Rolle nich hochdeutsch zu reden brauchte. Für'n Urberliner war det 'ne richtige Wohltat."

„Aber gewiß doch nicht die einzige?"

„Nee, nee. Am meisten hat mir imponiert, daß ich nach dem ‚Geschwader Fledermaus' endlich wieder mal 'nen richtigen Mann spielen durfte. Nur immer der alberne Faxenmacher zu sein, davon kriegt man langsam aber sicher die Faxen dicke. Und ich möchte sagen: Der Hotte Janetzki in ‚Einer von uns' war bisher meine schönste Rolle. Sie hat mich wirklich gefesselt, die Arbeit daran hat mich befriedigt, und ich habe mir große Mühe gegeben, sie überzeugend zu gestalten. Ob's mir gelungen ist — nun ja, dazu müssen sich in erster Linie die Kinobesucher äußern."

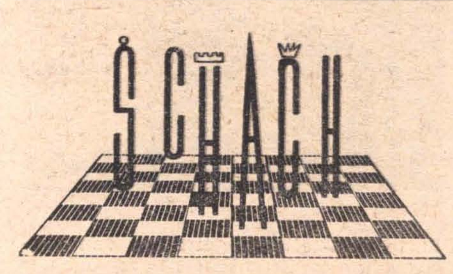
„Gab es dabei besondere Schwierigkeiten?"

„Ganz bestimmt. Schon deswegen, weil allein vierzehnmal nachts gedreht wurde. Und das, wo ich so gern schlafe!"

„Und sonst?"

„Ja, da gibt's noch einen Fall. Anfang Dezember vergangenen Jahres, es war genau der 2., war der letzte Drehtag. Auf dem Programm stand nur noch die Autoszene mit Karla Runkehl. Sie wissen, die Fahrt vom Olympischen Dorf zum Reichssicherheitshauptamt, wo die Lilly von Richard Bertram gerade die Aktentasche mit den KZ-Fotos bekommen und Hotte Janetzki sie abgefangen hatte. Wir drehten an diesem Tag in Johannisthal. Der erste Schock kam kurz nachdem wir mit der Arbeit begonnen hatten, denn da erfuhr ich, daß mein Garderobier, der mich die ganze Zeit und auch an diesem Morgen so dufte bemuttert hatte, ganz plötzlich in der Garderobe gestorben war. Sie können sich denken, daß dieses tragische Ereignis natürlich bei allen Kollegen auf die Stimmung drückte, ganz besonders bei mir. Und als wir

---



Zur Einführung unserer Schachecke, mit der wir auf Wunsch vieler Leser und im Hinblick auf die in der DDR stattfindende Schacholympiade in diesem Heft beginnen, haben wir eine ganz besonders schöne Partie ausgegraben. Sie wurde schon vor 50 Jahren auf einem Turnier in London gespielt. Durch eine überraschende Opferkombination und die zwingende Gewinnführung erweckt sie jedoch immer wieder das Entzücken der Schachfreunde.

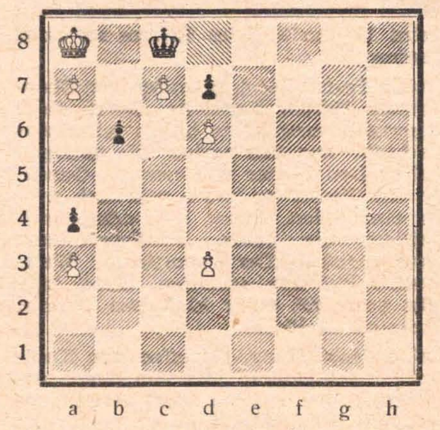
Holländische Verteidigung

Weiß: Eduard Lasker

Schwarz: Sire Thomas

1. d4 f5 2. e4 (Weiß opfert den Bauern, um zu einer bequemen und schnellen Figurenentwicklung zu kommen. Dieses Opferspiel wurde von dem Engländer Staunton erfunden und wird daher Staunton-Gambit genannt) **2. ... fe4: 3. Sc3 Sf6 4. Lg5 e6** (Der Versuch, den gewonnenen Bauern mit 4. ... d5 zu behaupten, erweist sich nach 5. Lf6: ef6: 6. Dh5† g6 wegen 7. Dd5: als zwecklos) **5. Se4: Le7 6. Lf6: Lf6: 7. Sf3 b6** (Um den Damenläufer nach b7 zu entwickeln. Diese Flankenentwicklung der Läufer wird in der Fachsprache als Fianchetto bezeichnet. Gambit und Fianchetto sind aus dem Italienischen übernommen. Italien und Spanien waren die ersten europäischen Länder, wo das aus Indien stammende Schachspiel im 11. Jahrhundert bekannt wurde) **8. Ld3 Lb7 9. Se5 0-0 10. Dh5** (Damit droht Weiß durch 11. Sf6:† Tf6: 12. Dh7:† Kf8 13. Dh8† Ke7 14. Dg7:† usw. eine Gewinnstellung zu erzielen) **10. ... De7?** (Damit wird die erwähnte Drohung pariert, denn nach 11. Sf6:† gf6: überdeckt die schwarze Dame den Bh7, und von dem weißen Angriff bleibt nicht viel übrig, da der Anziehende seinen Springervorposten auf e5 nicht behaupten kann. Richtig war aber allein nur 10. ... Le5:!, denn auf den Textzug fand Weiß eine phantastische Opferanwendung, die forciert zum Mattsieg führte) **11. Dh7:†!!** (Ein Damenopfer von ungewöhnlicher Schönheit) **11. ... Kh7: 12. Sf6:††** (Gegen dieses Doppelschach von Läufer und Springer hilft nur ein Königszug) **12. ... Kh6** (Sofort aus wäre es nach 12. ... Kh8 wegen 13. Sg6 matt. Jetzt folgt eine höchst amüsante Treibjagd auf den schwarzen König, wobei der Schwarze nach der Pfeife des Weißen tanzen muß) **13. Seg4† Kg5 14. h4† Kf4 15. g3† Kf3 16. Le2† Kg2 17. Th2† Kg1 18. 0-0-0 matt.** Ein Prachtstück!

Unsere Schachaufgabe (Stellungsbild)



Matt in 6 Zügen

Nicht denken, nur ziehen!

Von V. Röpke, Kopenhagen

Stellungsbild. Weiß: Ka8, Ba3, a7, c7, d3, d6 (sechs Steine). Schwarz: Kc8, Ba4, b6, d7 (vier Steine).

dann um zehn Uhr weitermachten, hatte keiner die richtige Lust mehr, und im Atelier war es totenstill. Zwei Stunden später, ich sitze noch in der Taxe, kommt mit einemmal der Produktionsleiter zu mir und fragt mich mit einer Leichenbittermiene: ‚Herr Lierck, kann ich Sie mal einen Moment sprechen?‘ Er bittet mich hinaus, geht mit mir, ohne einen Ton zu sagen, ins Büro und erklärt dort: ‚Herr Lierck, Ihr Vater ist soeben gestorben!‘ Im ersten Moment wollte ich das einfach nicht glauben, schließlich war mein Vater ein gesunder, kräftiger Mann von gut zwei Zentnern, mit dem ich ein paar Tage vorher noch gemütlich zusammengesessen hatte. ‚Ja‘, sagt der Produktionsleiter: ‚Herzschlag!‘ Was jetzt tun? Es war wie gesagt der letzte Drehtag, vom nächsten Tag an stand uns kein Atelier mehr zur Verfügung. Und so entschloß ich mich schweren Herzens zum Weitermachen. Wir drehten dann noch bis nachmittags halb fünf. Es fiel mir ja verdammt schwer, aber letzten Endes ließ sich ja mein Vater doch nicht mehr zum Leben erwecken, und ein Drehtag kostet schließlich 'nen Haufen Geld.“

„Das war ja dann in der Tat ein tragischer Schluß.“

„Auf jeden Fall. Aber auf der anderen Seite hat's natürlich auch viele nette Erlebnisse gegeben.“

„Zum Beispiel?“

„Na, mit dem Günter Simon. Also alle Achtung, vor dem Mann haben wir alle den Hut gezogen. Zwei Monate mußte er doch unter Leitung des Sportfreundes Harry Fehse ein Ringertraining mitmachen. Der gute Günter hat ja ganz schön dabei geschwitzt und einige Pfunde abgenommen. Aber er hat was gelernt, denn im Film war er doch auch vom sportlichen Standpunkt als Ringer 'ne große Klasse?“

„Aber ganz bestimmt, das war direkt bewunderungswürdig!“

„Und einen Elan, einen Willen hatte der! Ich weiß noch, es war während der heißesten Tage in Leipzig. Wir hatten den ganzen Tag gedreht und waren alle vollkommen groggy. Unser einziger Wunsch war 'n kühles Helles. Der Günter Simon ließ sich aber nicht davon beeindrucken. Bevor er am späten Abend ins Hotel kam, ging er noch zwei Stunden zur DHfK ringen — und mit was für Berbern, wie die ihn rannahmen! Also das war wirklich dufte, davor muß man die größte Hochachtung haben.“

„Und wie ist das bei Ihnen, würden Sie gern wieder mal in einem Sportfilm mitmachen?“

„Aber immer. Mir hat die Arbeit an ‚Einer von uns‘ riesigen Spaß gemacht. Und warum nicht bald wieder einen guten Sportfilm, ich bin immer dafür zu haben.“

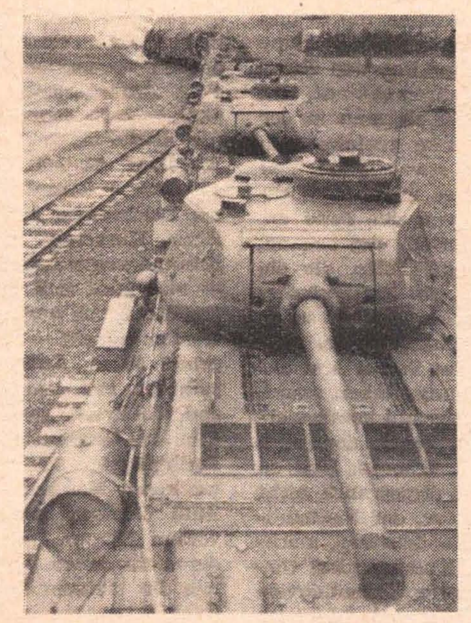
*

Wir auch — das beweisen die Zuschauerzahlen, das beweist die Resonanz, die dieser wirklich spannende und menschlich ergreifende Film fand und immer noch findet. Hoffen wir, daß es nicht der einzige zur Thematik des Sports bleibt, sondern ihm noch einige andere, mindestens ebenso gute, folgen, damit wenigstens die Kunstgattung Film jenes Vermächtnis Johannes R. Bechers erfüllt, das die Dichter so sträflich vernachlässigen und das da mahnt:

Wollt ihr es Pindar für alle Zeit
überlassen,
die Hymne geschrieben zu haben
auf die Sieger in den Wettkämpfen?

DAS foto FÜR SIE

(Bedingungen siehe Heft 1 und 4)



1



3

2



4

Bestellungen für das „Foto für Sie“ können nur bis zum Letzten des Erscheinungsmonats des betreffenden Heftes der „Armee-Rundschau“ (Datum des Poststempels) entgegengenommen werden. Bitte geben Sie Ihre Bestellung rechtzeitig auf.

Adresse und Absender bitte in Blockschrift schreiben!

7/60	Bild 1	Bild 3
	Bild 2	Bild 4

Beim Landsportfest in Kummersdorf begann das ABC mit Z

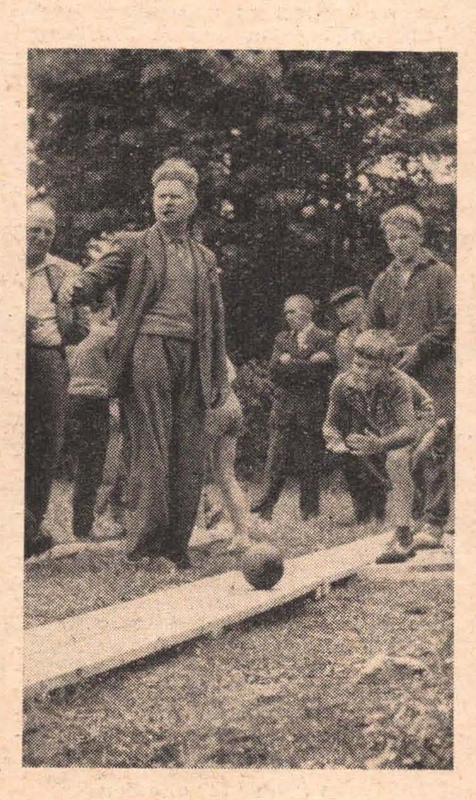
Wohl haben wir in der Schule gelernt, daß das Alphabet mit A beginnt. Diese Regel wollen wir natürlich nicht umstoßen. Und trotzdem: In unserem Fall müssen wir ausnahmsweise mal mit dem letzten Buchstaben anfangen — Z wie Zimny, Sportgruppe und Einheit Zimny. Denn sie war es, die in und mit dem vollgenossenschaftlichen Kummersdorf bei Storkow ein großes Landsportfest auf die Beine stellte. Von den Kummersdorfern selbst schon seit nahezu drei Jahren geplant, war es dennoch nie Wirklichkeit geworden. Erst als man in der landwirtschaftlichen Produktion den Weg zum gemeinsamen Miteinander gefunden hatte, änderte sich etwas. Mehr Zeit für das gesellschaftliche Leben wurde frei und als Wichtigstes: Man sah sich nicht mehr schief von der Seite an, sondern setzte sich zusammen, beriet gemeinsam und begann, gemeinsam zu handeln. Zu alldem kam die Hilfe, die die Genossen der Einheit Zimny gaben. Gewiß, ein Patenschaftsverhältnis zwischen Dorf und Volksarmee bestand schon lange. Aber bis zum 8. Plenum des Zentralkomitees der SED war es recht lose. Herumgerissen wurde das Steuer erst auf einer Parteiversammlung in der Einheit Zimny. Neben manch anderen guten Ideen, vor allem auf die festere und kontinuierliche Verbindung zum Patendorf gerichtet, wurde dort auch der Gedanke für ein großes Landsportfest geboren. Und da Parteimitglieder Männer der Tat sind, ließ dieses auch nicht lange auf sich warten. Hauptmann Schräbler, der Politstellvertreter, und Unteroffizier Müller, der FDJ-Sekretär, machten sich also auf den Weg, um die Sache in Kummersdorf vorzubringen. Bald darauf fand eine erweiterte Gemeindevertretersitzung statt, so stürmisch und begeisternd wie noch keine zuvor. Unter Leitung von Rudi Gentsch, dem Vorsitzenden des Ortsausschusses der Nationalen Front, konstituierte sich ein siebzehnköpfiges Festkomitee, das die Vorbereitungsarbeiten in die Hand nahm. Da bauten Hermann Grund und Emil Fiedler eine improvisierte Kegelbahn, der „alte Kusserow" säuberte die als Sportplatz vorgesehene Wiese am Storkower Kanal, Helga Mrotzek machte die Frauen und Mädchen des Dorfes mobil, Rudi Gentsch spendierte ein paar Kanthölzer für die Fußballtore, Willi Loff und Hermann Steffen bereiteten die Darbietungen im Sportangeln vor, der Invalide Paul Glasow malte Plakate und schrieb Urkunden, die Armee sorgte mit einem Lautsprecherwagen für Musik, überreichte dem Dorf eine komplette Volleyballausrüstung und stellte verschiedene Turngeräte auf. Solchermaßen bestens vorbereitet, mußte eigentlich alles klar gehen. Und es ging. Frühmorgens wurde unter den Klängen mitreißender Marschmusik geweckt, und eine Stunde später vereinten sich die Soldaten mit der Dorfjugend zu einem erfrischenden Waldlauf. Ab acht Uhr rollte dann ein buntes Programm ab, gänzlich unkompliziert und ungezwungen. Am Reck wurde der Dorfmeister im Klimmziehen gesucht — und fand sich in Horst Kusserow mit 19 Klimmzügen; auf dem schwarzen Schotterweg wurde das schnellste Mädchen des Dorfes gesucht — und fand sich in Helga Mrotzek mit 11,5 sec über 75 m; am Waldrand wurde der Rekordmann des Dorfes im Keulenwerfen gesucht — und fand sich in Erich Hammermeister mit genau 50 m. Außerdem wurde begeistert geangelt, geturnt, gelaufen, mit dem Luftgewehr geschossen, gekegelt, gesprungen, Volleyball gespielt und die Kugel gestoßen. Der absolute Clou des Ganzen jedoch war das hochdramatische Veteranen-Fußballspiel Kummersdorf gegen Kummersdorf, das die wackeren Mannen — man kann auch sagen „Bäuche" — um Rudi Gentsch mit 7 : 5 gewannen. Keiner, der nicht aus vollem Herzen „ja!" gesagt hätte zu diesem Landsportfest, der nicht davon begeistert gewesen wäre. Und wenn jeder — wie die kleinen Kummersdorfer Steppkes auf unserem Bild (rechts) — auch weiterhin mitanpackt, wenn alle an einem Strang ziehen, dann wird sich auch der Wunsch der quicklebendigen Mädchenschar um Herta Kluge erfüllen: „Sowas müßte viel öfter sein. Und dann eine Sportgruppe, in der man jede Woche zusammenkommen kann!" — Hört Ihr es, Genossen der Einheit Zimny? Diesem Ziel solltet ihr euch jetzt widmen, auf daß auch in Kummersdorf nach und nach das ganze ABC des Massensports abrollen kann.

FREG

Probieren . . .







. . . geht über studieren, war allerorts die Devise. Mutti bezog's auf das Reck und schwang sich mutig an die federnde Stahlstange, Renate Koebsch meinte die Erbsensuppe aus der Gulaschkanone (nachdem sie vorher mit 1,26 m Dorfmeisterin im Hochsprung geworden war) und der kleine Steppke startete seinen „ersten Versuch" auf der Kegelbahn. Fotos: E. Gebauer



SIEBEN TOLLE TAGE

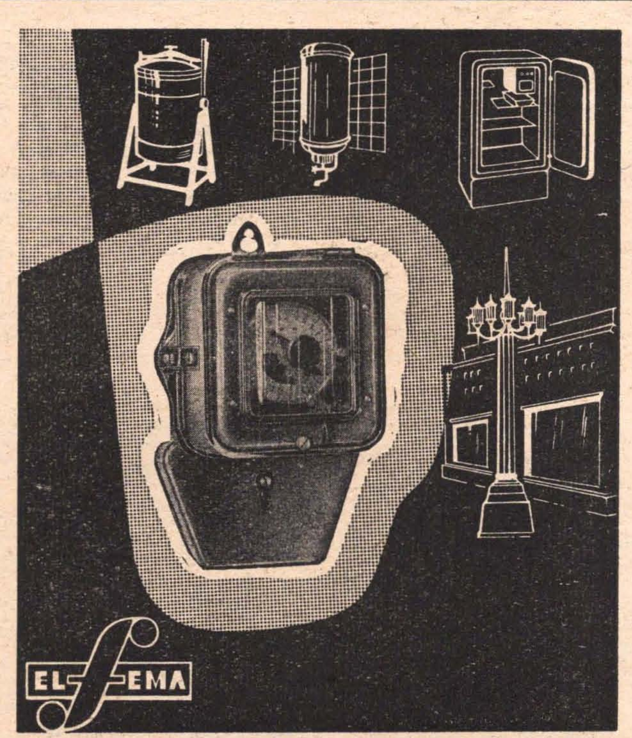
AR-Reporter besuchten für Sie die Woche des Sports unserer Seestreitkräfte und berichten in Wort und Bild über dieses sportliche Großereignis im Leben unserer Matrosen.

Außerdem lesen Sie einen zweiseitigen Bildbericht vom touristischen Patrouillenlauf der Einheit Nitzschke, Notizen vom internationalen Fernwettkampf der Offiziersschulen der sozialistischen Armeen im Sportschießen sowie eine Betrachtung zum Gedächtnis-Orientierungswettkampf in Hohnstein.









Die zuverlässige elektrische Schaltuhr UWv 1-3 S für zahlreiche Anwendungsgebiete

VEB ELEKTRO-FEINMECHANIK MITTWEIDA

Berliner Bär und Perniţa

Mit dem Erich-Weinert-Ensemble auf Tournee in Rumänien · Von C. Klötzer und E. Burkert

Da sitzen wir wieder in der Wohnung am Strausberger Platz und schauen aus dem sechsten Stock auf die Stalinallee hinab, Fotografiertes und Notiertes aus Rumänien vor uns auf dem Tisch. Vor acht Tagen noch haben wir so in Bukarest vom sechsten Stock des Hauses der Offiziere auf die Colea Victoriei hinabgeschaut.

„Das war ein Bild wie hier nächsten Sonntag", sagt der Erwin. Ich verstehe nicht.

„Da ist Pressefest vom ND."

In Bukarest war jeden Tag und jede Stunde Großstadt. Am Tag der Lärm der Baustelle von gegenüber, die Rufe des Milizionärs, der den Verkehr weit temperament- und geräuschvoller regelt als seine Kollegen in Berlin. In der Nacht Tanzrhythmen und das Summen von tausend Stimmen. Erst gegen zwei geht die Stadt schlafen.

„Wir allerdings nicht – was die erste Nacht in Bukarest betrifft." Das kam so.

Wir waren mit unserer IL-14 so schnell in Bukarest gewesen, wie sonst mit dem D 132 in Erfurt. Wir hatten die schneebedeckten Gipfel der Karpaten bestaunt und natürlich fotografiert. An die große IL-18 wurde gerade die große Landungsbrücke herangefahren, als in unserer kleinen IL-14 die Schrift aufleuchtete: „Bitte festschnallen, wir landen." Gleich nach uns kam IL-14 Nr. 2. das „Erich-Weinert-Ensemble" war in Bukarest.

Wir waren mit Blumen, Händereichen und Militärmusik empfangen worden. Ein Redakteur der Armee-Tageszeitung nahm mich am Arm:

„Der Leiter der Delegation?"

„Oberst Kalisch."

„Vorname?"

Erste Verlegenheit. „Moment, ich erkundige mich." Pause.

„Erich."

„Wie groß ist das Ensemble?"

Zweite Verlegenheit. „Moment." Ich erkundigte mich. „150."

Wir waren bei hochsommerlicher Hitze durch die breiten Alleen Bukarests gefahren und freuten uns, als wir in die Kühle des Speisesaals im Haus der Offiziere hinabsteigen konnten. Die Kühle währte nicht lange. Die erste Begegnung mit der rumänischen Küche brachte uns erneut in Schweiß. Drei Gläser, drei Teller, zweimal Besteck – für einen Mann.

Zu Beginn einen Tzujka, erstes Glas.

„Prost." Heiterkeit auf rumänischer Seite.

„Norok." Der unvergleichlich weltmännische Dolmetscher, hauptberuflicher Sänger des rumänischen Armee-Ensembles Nici gab uns sehr diskret den Hinweis, daß unser „Prost" wie das rumänische Wort „dumm" klingt, also „Norok". Radieschen, Lauch, Wurst, Schafskäse, Weißbrot.

„Du hast reingehauen und warst am Ende, ehe noch die Schlacht begann, was hat dir nur der Presseverband beigebracht in all den Jahren?"

Suppe, Schnitzel, Pastete, Torte – Teller zwei und drei –, Wein und Mineralwasser – Glas zwei und drei.

Wir waren erschöpft in unsere Betten gesunken und ausgeruht und geduscht wieder in die Busse gestiegen und zum Stalin-Kulturpark gefahren.

Dort wurden die ersten der dreitausend mitgenommenen Teddybären verschenkt, einige Pfund Abzeichen getauscht, einige hundert Meter Film belichtet. Der Park erfreut sich regen Besuchs. Es gibt in ihm einen See mit Motorrennbooten, Lauben mit kleinen Kunstausstellungen, Bänken mit Liebespaaren, Tanzflächen mit Tanzenden, viele Springbrunnen, sehr viele Plastiken.

„Du wolltest von der ersten Nacht erzählen."

Richtig. Nach einer Sitzung, welche den ersten Tag in Rumänien beschloß und den zweiten eröffnete, machten wir uns noch einmal auf die Socken, so gegen zwei. Die Straße war noch längst nicht menschenleer. Wir hatten nur ein kleines Stück zu gehen. Nur um die Ecke herum, und waren mit einem Mal im Jahre zweitausend. Vom Licht der Neonlampen erhellt, öffnete sich vor uns das weite Oval des Platzes der Republik. Wir standen und staunten.

Moderne Wohnhäuser, ein Punkthochhaus, sechzehn Etagen, viel Glas, viel Farbe, keine Kinkerlitzchen.

Ein rumänischer Offizier erzählte mir später: „Es haben viele Entwürfe vorgelegen. Unser Politbüro hat diesen ausgewählt, er war der schönste und billigste."

Gegenüber den Wohnhäusern der Musik- und Kongreßsaal, der Stolz ganz Rumäniens. Bei der Besichtigung sagte der US-amerikanische Militärattaché: „Bis jetzt hatten wir den Modernsten."

Am letzten Tag sahen wir die Musik- und Kongreßhalle von innen. Sie ist so schön, daß man sie gleich mit nach Berlin nehmen möchte.

Nicht nur in Bukarest, überall in Rumänien wird gebaut – schön gebaut.

„Du erzählst durcheinander."

Das macht die Begeisterung. Aber gut, besteigen wir unseren Schlafwagenzug und machen noch einmal mit dem Erich-Weinert-Ensemble die Reise durch Rumänien.

*

Die Sache stand nicht im Programm. Da stand nur: Besuch der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft in Apahia bei Cluj. Der Besuch hatte stattgefunden. Wir hatten die rumänischen Kollegen der Helden unseres Genossenschaftsliedes angetroffen. Den Rinderzüchter Horn, der das Dorf nach vorn bringt – 22 Liter Milch pro Tag von einer Kuh wären schon einen Erfahrungsaustausch mit dem Kollegen Horn, DDR, wert –, den Hauptbuchhalter Plus, den Schweinezüchter Fett. Wir lernten dazu noch eine Frau kennen, die es in unserem Genossenschaftslied nicht gibt, die Gemüsezüchterin Grün. Sie liebt das Vitamin. Sie liefert Kohl und Sellerie, die Städter freun sich und loben sie.

In ihrem Gewächshaus reiften die ersten Tomaten. Dieses Haus der Vitamine brachte der LPG in diesem Jahr bereits 60 000 Lei und den Hausfrauen von Cluj das auch in Rumänien beliebte, aber vorhandene Frühgemüse.

Eben gelandet. Dolmetscher nicht nötig. Marika vom Erich-Weinert-Ensemble mit ihrer neuen Freundin vom rumänischen Armee-Ensemble.



Wie gesagt, das Programm war eigentlich erfüllt. Da trafen wir den Feldbaubrigadier Josif Goia, und der brachte es durcheinander, indem er uns einlud.
„Früher hatte ich nichts als meine Hände", sagte er. „Seit wir Genossenschaft sind, habe ich mir viel anschaffen können. Das möchte ich euch zeigen." Wir betraten mit ihm seinen Hof; ein kleines Anwesen, ein kleines Haus, Steine hinterm Zaun für ein neues, größeres. Das Haus hat elektrisch Licht, es ist mit bunten rumänischen Teppichen ausgelegt. In der Küche steht ein Radioapparat, im Wohnzimmer stehen wir um den großen Tisch herum und schütteln viele Hände. Erstens der Frau von Josif Goia, Bestarbeiterin der Produktionsgenossenschaft. Sie hat vor zehn Jahren gesagt: „Wenn das Kolchos wird, nehme ich die Hacke und schlage alles zusammen." Sie erzählt uns das wie einen guten Witz. Zweitens der Schwiegermutter von Josif, einer Deutschen aus dem Banat. Sie sagt: „Die Genossenschaft macht uns reich. Der liebe Gott soll machen, daß Frieden bleibt." Drittens dem Ältesten die Linke, die Rechte ist in Gips. Goia junior eins ist Fußballspieler. Viertens Goia junior zwei.
Der Tisch wird gedeckt, wie für das ganze Erich-Weinert-Ensemble. Ein großes rundes, knuspriges, duftendes Bauernbrot, ein großer Schafskäse, eine große Speckseite – Paprikaspeck –, große Rettiche, sehr große Messer. Der Tisch ist zu klein geworden für den Genossenschaftsbauern.
Was macht man bei uns, wenn Besuch kommt? Man reicht Fotos herum. So macht man es auch in Rumänien bei Josif Goia. Zuerst eine farbige Postkarte vom Kreml. Man sieht's ihr an, daß sie schon oft herumgereicht worden ist. Josifs Frau war im vergangenen Jahr mit einer Gruppe von Bestarbeitern in der Sowjetunion. („Wenn das Kolchos wird, nehme ich die Hacke ...") Bilder vom Wagen der Genossenschaft beim Festumzug in Cluj am 23. August, dem Tag der Befreiung, Bilder von Verwandten.
Die leibhaftigen Originale kamen, soweit am Ort, uns „Guten Tag" zu sagen. Der kleine Raum ähnelte allmählich der U-Bahn Linie A nachmittags um fünf, was die Bevölkerungsdichte anbetrifft. Es wurde gesungen, Goia junior zwei sagte ein Gedicht auf, es wurde angestoßen, oft – „Norok!". Es war eine sehr schöne Stimmung.
Besonders mein Freund Erwin Burkert, er schaut zum Fenster raus, statt mir zu helfen, hat Josif Goia gleich gefallen. Josif Goia sagte, du seist ihm gleich bekannt vorgekommen. Du hast gesagt: „Das ist, weil wir Brüder sind."
Dann hast du wirklich eine schöne kleine Rede gehalten. Die habe ich leider nicht mehr mitgeschrieben. Der Block war voll.
„Und der Tzujka ..."
... war sehr gut. Also was hast du gesagt?
„Ich habe gesagt, daß wir Brüder sind, auch wo ich einen grauen Uniformrock anhabe. Und hoffentlich kann ich ihn bald ausziehn. Aber wir haben einen schlechten Nachbarn auf der einen Seite, der will in unsern und euren Garten. Aber daraus wird nichts. Darum hab ich den grauen Rock an.
Ich meinte den westdeutschen Imperialismus, und er hat mich verstanden, was zeigt, daß wir Brüder sind."
Das Auto war gekommen, uns zu holen. Da hat uns die Oma bei der Hand genommen und uns schnell noch mal überall hingeführt. Zuerst in die Vorratskammer. Da hingen fünfzehn Speckseiten, da standen zwei Säcke mit Mehl, zwei Fässer mit Speckfleisch. Auch zu klein geworden die Vorratskammer. Wo soll das noch hinführen im Sozialismus!
Dann zum Schweinestall, zum Hühnerstall. „Wenn wir gewußt hätten, daß ihr kommt, hätte ich von denen (sie zeigt auf drei von ihnen) Braten gemacht."
Zur Verabschiedung war wieder das halbe Dorf versammelt. Habe ich was Wichtiges vergessen?
„Ja, der Vorsitzende der LPG Josif Munteanu hat gesagt: ‚Josif Goia ist der fleißigste Mann im Kolchos. Josif Goia ist auch unser Parteisekretär."
Leb wohl, Josif Goia – (Ich hatte nichts als meine Hände.)

•

Wir Rumänen sind sehr freundlich, aber wenn uns einer mit dem Fuß tritt, legen wir unsere Freundlichkeit beiseite.

Ein rumänischer Soldat

•

Wer „off'm Boom" ist, muß nicht immer wütend sein. Das beweisen uns die sehr enthusiastischen Zuschauer, die auf Bäumen Platz nahmen, wenn die letzten Sitz- und Stehplätze vergeben waren. In Suceava placierten sie sich sogar auf den Dächern der umliegenden Häuser und in Timisoara unter Regenschirmen.
Die Veranstaltungen unter freiem Himmel waren die schönsten. Sie waren wie Volksfeste. Man hatte die Kinder mit, rauchte seine Zigarette, rief dem Bekannten ein paar Bemerkungen zu. Man genoß Kunst ohne Schlips und Abendkleid. Leider war das Wetter gegen Volksfeste. In Ploesti wußte man nicht, wird es

(Fortsetzung auf Seite 332)



Feldbaubrigadier Josif Goia: Ich hatte nichts als meine Hände

Off'm Boom, aber aus Begeisterung, Zuschauer in Bacau



3 Ein gutes Dutzend mal gelobt


Schütze Gefreiter Martin Schmidt (Pablo):
„Ich lag im Revier und konnte nicht mitspielen. Da fühlte ich mich wirklich krank."


Kraftfahrer Soldat Eberhard Unger (2. Fischer):
„Ich hatte eine Flaute, ich wußte nicht, was ich anstellen sollte. So kam ich zum Laienspiel."


Gruppenführer Gefreiter Jürgen Schmidt (Pedro):
„Ich habe vorher den Franz Rasch (Matrosen von Cattaro) gespielt. Ich wurde Mitglied der Partei."


Bibliothekarin Genossin Hildegard Mey (Frau Carrar):
„Mir gefällt das Stück von Bertolt Brecht sehr, weil es einen großen Nutzen hat."


Schütze Gefreiter Wolfgang Jäger (Inspizient):
„Das Theater hat uns ein Tonband mit Geräuschen geborgt. Technik ist mein Hobby."

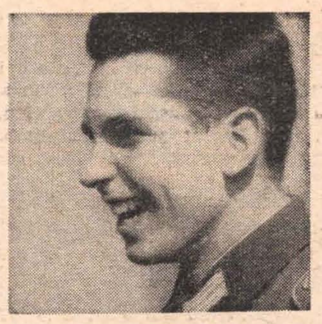

Stellvertretender Gruppenführer Gefreiter Dieter Kempe (Padre):
„Nur zur Klärung, ich bin Außenhandelskaufmann. Der Padre gefällt mir, denn er wird widerlegt."


Ehefrau Christa Hagedorn (Manuela):
„Immer allein sein, wenn mein Mann mit der Kuturgruppe unterwegs war, hatte ich satt."


Zugführer Oberleutnant Günter Hagedorn (José):
„Kulturarbeit hat mich schon immer begeistert. Jetzt kommt hinzu, man lernt sich besser kennen."


Rentnerin Marie Schübel (Frau Perez):
„Es macht mir immer viel Freude, mit jungen Menschen zusammenzuarbeiten."


Gruppenführer Gefreiter Manfred Unrein (1. Fischer):
„Als wir geprobt haben, lächelten manche. Als wir aufgetreten sind, waren sie stolz auf uns."


IMG-Schütze Gefreiter Peter Jänicke (Souffleur):
„Mitunter war die Freizeit eintönig. Jetzt ist das anders durch den Zirkel."


Kraftfahrer Soldat Gerhard Ramm (Juan):
„Ich habe vorher einen reaktionären Offizier gespielt. Ich wollte nicht immer Klassenfeinde spielen."

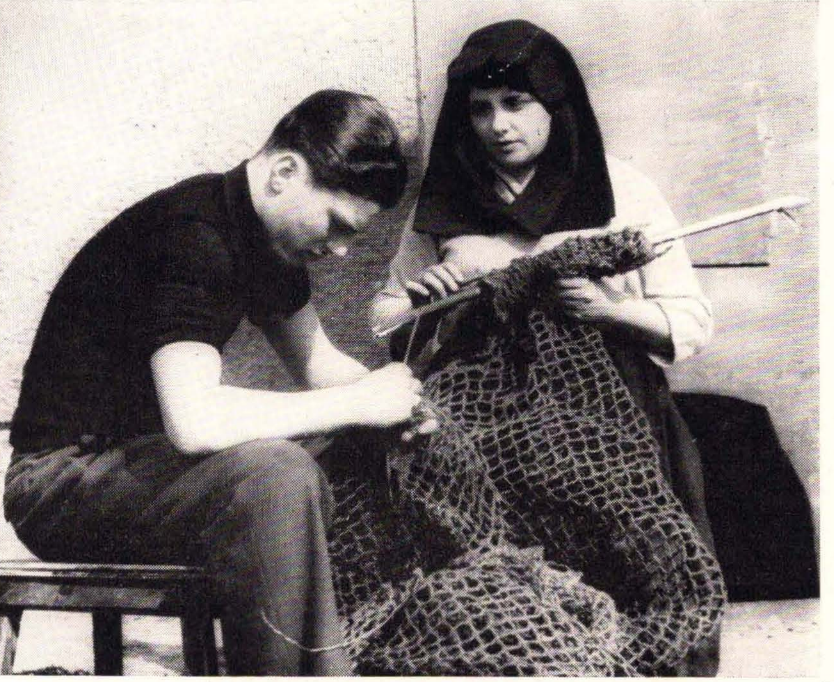


Ein Lob der Gruppe

Was braucht man zum Laienspiel? Vor allem Genossen, die Interesse haben, etwas auf der Bühne vorzuführen.
Sie müssen um dieses Vergnügens willen auf manches andere Vergnügen verzichten, vielleicht auf einen Ausgang, damit probiert werden kann. Statt auszuruhen, nehmen sie abends das Textbuch zur Hand und lernen ihre Rollen.
Man braucht die Hilfe der Vorgesetzten, den Rat der Parteiorganisation. Man braucht ein Stück und einen fachkundigen Berater, der weiß, wie man es aufführt. Schließlich braucht man Kulissen, Kostüme, Requisiten.
Das alles zu bekommen, ist nicht leicht. Aber daß es zu bekommen ist, beweist die Einheit Glüse. Seit September 1959 arbeitet dort eine Laienspielgruppe. Zwar, die Parteiorganisation kümmert sich noch nicht genügend um die Gruppe, zwar, manche Probe fällt aus, weil sie schlecht organisiert ist. Wo gäbe es etwas Vollkommenes? Besonders zu loben ist bei diesem „guten Dutzend", daß neben dem Soldaten der Offizier, neben der Zivilangestellten die Hausfrau mitwirkt.

2

FOTOS: HOFFMEISTER TEXT: KLOTZER



Ein Lob für das Auftreten in Timmenrode

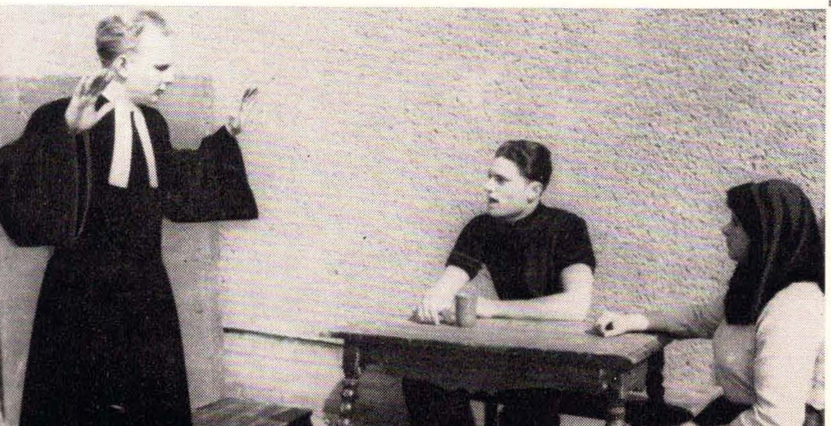
Alle Bauern von Timmenrode im Harz sind seit dem 15. April 1960 Genossenschaftsbauern der Groß-LPG „Vereinte Kraft". Soldaten der Einheit Glüse halfen der LPG, eine Wasserleitung und einen Kälberoffenstall zu bauen. Sie kamen auch, um den Bauern zu helfen, Kultur ins Dorf zu bringen. Sie kamen nicht mit Gewehren, sondern mit den „Gewehren der Frau Carrar" und mit Musikinstrumenten. Sie gaben ein Platzkonzert, sie spielten zum Tanz, sie spielten auch bei einem Polterabend. Wenn bald das große Volksfest in Timmenrode sein wird, werden wieder die Soldaten kommen, denn Soldaten der Volksarmee und Genossenschaftsbauern verstehen sich ausgezeichnet, wie sich Brüder verstehen.

Ein Lob für die Stückwahl

Die Laienspielgruppe hat sich ein gutes Stück ausgewählt, „Die Gewehre der Frau Carrar" von Bertolt Brecht. Gut besonders für eine Laienspielgruppe der Volksarmee. Es widerlegt den Pazifismus.

Teresa Carrar hat ihren Mann bei einem Aufstand gegen die Herren verloren. Nun hat sie Furcht, der Krieg (1937) könne ihr noch die Söhne nehmen. Sie versucht sich aus dem Bürgerkrieg herauszuhalten, neutral zu bleiben. Ihr Bruder Pedro kommt von der Front, die Gewehre ihres Mannes zu holen. Sie gibt sie nicht heraus. Sie hat ihren Sohn Juan fischen geschickt, damit er nicht an die Front geht. Juan wird beim Fischen von Francosöldnern erschossen. Sie erkennt: man kann im Klassenkampf nicht neutral sein, man muß sich entscheiden. Sie gibt die Gewehre heraus, nimmt selber eins, um es gegen die Faschisten zu richten.





3



Wir bitten
um Ihre Meinung

FRAU und FAMILIE

Wird mein Kind es schaffen?

Da ich berufstätig bin und als Frauen-Instrukteur der SED-Kreisleitung sehr viel mit werktätigen Frauen, insbesondere mit Genossenschaftsbäuerinnen, zu tun habe, möchte ich Ihnen zu diesem Problem einige Gedanken darlegen.

Fast alle Frauen, mit denen ich zusammenkomme, bejahen unbedingt, daß ihre Kinder durch den Besuch der 10klassigen Schulen mehr Wissen erhalten. Aber sie haben auch, wie es Frau Jutta Kohl in ihrem Brief schon darlegte, Angst, ob ihre Kinder das Ziel erreichen werden. Zumal die Anforderungen sehr hoch sind und durch die Arbeit der Eltern nicht immer ein so großer Einfluß genommen werden kann, wie sie es selbst gern möchten.

Wir orientieren in unserem Kreis besonders die Frauen-Ausschüsse in den LPG und Betrieben darauf, daß sie die Lehrer zu Aussprachen und Vorträgen einladen, um einen gemeinsamen Weg zu finden, damit neben der schulischen Aufsicht auch die Eltern größeren Einfluß auf die Erziehung der Kinder nehmen können. Den DFD-Vorständen in den Dörfern und Städten empfehlen wir, Hausaufgabenzimmer einzurichten, in denen die Kinder unter Aufsicht erfahrener Frauen, die nicht berufstätig sind, ihre Schulaufgaben machen und sich vorbereiten können.

Nun in eigener Sache. Unser Junge, acht Jahre alt, besucht gleichfalls die 10-Klassen-Schule hier im Ort. Es ist richtig, es werden an die Kinder ziemliche Anforderungen gestellt und beide Eltern müssen großen Einfluß nehmen. Nach der Schule geht unser Junge in den Schulhort. Dort werden die Schulaufgaben gelöst. Anfänglich blieb er in seinen Leistungen in der Schule etwas zurück gegenüber der Zeit, als ich mit ihm am Nachmittag noch unmittelbar arbeiten konnte. Nach einer Aussprache mit der Hortnerin verfahren wir jetzt folgendermaßen: Im Kinderhort werden die Schulaufgaben kurz durchgearbeitet, so daß noch genügend Zeit zum Spielen verbleibt. Zu Hause trägt unser Junge dann unter Aufsicht meines Mannes oder durch mich die Aufgaben sauber ins Heft.

Obwohl es für ihn natürlich zunächst eine Mehrbelastung ist, freut er sich andererseits auch wieder, daß wir Anteil nehmen an seiner schulischen Tätigkeit. Die deutliche Verbesserung seiner Zensuren bestätigt uns darauf den Erfolg.

Natürlich ist das auch nur eine Notlösung und keine Allheilmethode, wie es ja wahrscheinlich für die Lösung dieser Frage kein Rezept gibt. Schöner wäre es, und ich richte damit gleichzeitig eine Bitte an die Frauen von Armeeangehörigen, die dazu zeitlich und auch pädagogisch in der Lage sind, sich als Hortnerin zur Verfügung zu stellen, bzw. in den Standorten oder Wohnsiedlungen der Nationalen Volksarmee entsprechende Räumlichkeiten zur Beaufsichtigung der Schulkinder zu schaffen. Unsere Kinder selbst sind bestrebt, viel zu lernen und sind auch sehr lernbegierig. Wir müssen ihnen nur gemeinsam helfen, ihre Ziele zu erreichen.

Waltraud Lösche, Eggesin

NS.: Liebe Genossen!

Gestattet mir noch eine Bemerkung. Solltet Ihr wieder einmal Wünsche an meine Frau haben, so bitte ich, diese nicht mehr per Eilpost zu schicken. Folgendes hat sich am 27. 5. abgespielt, als Euer großer Brief ankam:

Früh um 04.30 Uhr klingelte es an meiner Wohnungstür Sturm. Ich dachte, die Welt geht unter — sprich: es ist bei uns Alarm ausgelöst worden. Das war natürlich auch mein Gedanke. Ich raus aus dem Bett, rein in die Stiefelhose, Stiefel an, Treppe runter, Koppel um, Mütze auf, schnappe meinen Alarmkoffer, öffne die Haustür, und da steht plötzlich vor mir mit dem Fahrrad eine junge, hübsche „Christel von der Post". Sie lächelt mich an und fragt: „Sind Sie Herr Lösche?" Nach meinem bejahenden Nicken händigt sie mir Euren Brief aus und sagt: „Hier ist ein Eilbrief für Ihre Gattin." Schwingt sich wieder aufs Fahrrad, wünscht mir einen angenehmen „Guten Morgen" und fährt von dannen. Und das alles zu nachtschlafender Zeit um 04.30 Uhr (!).

Mit besten Grüßen!

Otto Lösche

Sehr gefallen hat mir die Meinung der Leserin Elfriede Krumbiegel in Heft 5/60, sie ist mir so recht aus dem Herzen gesprochen. Seit Jahren bin ich berufstätig, davon seit 1957 als Bibliothekarin in der Nationalen Volksarmee. Bei unseren drei Mädels gab es für mich und meinen Mann keinerlei Probleme in der Erziehung. Ein gutes Einvernehmen mit der Schule, ständiger Besuch der Elternversammlungen, ein sehr reger Kontakt mit den Klassenlehrern und der Pionierorganisation haben uns immer über die Leistungen unserer Mädels auf dem Laufenden gehalten. Oft war es so, daß die Elternversammlungen auf einen Tag fielen. Da die Kinder aber verschiedenen Klassen angehören, mußten mein Mann und ich die Versammlungen getrennt besuchen. Nachher wurde zu Hause alles gemeinsam besprochen, und ich kann sagen, daß wir beide immer auf einen Nenner gekommen sind.

Ich konnte beruhigt meiner Arbeit nachgehen und als Kreistagsabgeordnete meine Pflichten gegenüber meinen Wählern erfüllen. Alles schien in bester Ordnung, bis im September 1959 unser Jüngster eingeschult wurde. Bei seinem Lernen traten bald Schwierigkeiten ein.

Nach einer Aussprache mit dem Politstellvertreter habe ich meine Arbeit als Bibliothekarin aufgegeben und die ständige Buchverkaufsstelle in unserer Dienststelle übernommen. Dadurch bin ich zeitlich nicht so gebunden und kann trotzdem meinen Beitrag beim Aufbau des Sozialismus geben.

Meinem Sohn bekommt die intensivere Unterstützung beim Lernen gut, denn auf Grund eines körperlichen Leidens, er besitzt nur noch $^1/_3$ der normalen Sehschärfe, fiel es ihm in der Schule sehr schwer.

Ich möchte hier an meinem eigenen Beispiel gezeigt haben, wie wichtig es ist, daß Elternhaus, Schule und Pionierorganisation eine Einheit sind. Dann kann bei normal entwickelten Kindern die Frage: „Wird mein Kind es schaffen"?" gar nicht mehr auftreten.

Ilse Reuter, Oranienburg

Da meine Frau und ich berufstätig sind, ist es um so mehr erfreulich, daß unsere Tochter sehr gut in der Schule in allen Fächern mitkommt. Diese Leistungen fallen aber nicht vom Himmel, und neben der großen Mühe, die sich die Lehrer geben, liegt es vielleicht auch ein klein wenig daran, daß ich es mir zur festen Gewohnheit gemacht habe, die Schulaufgaben meiner Tochter regelmäßig zu kontrollieren.

Die Ansicht mancher Genossen, daß dazu absolut keine Zeit sei, ist doch nicht ernst zu nehmen.

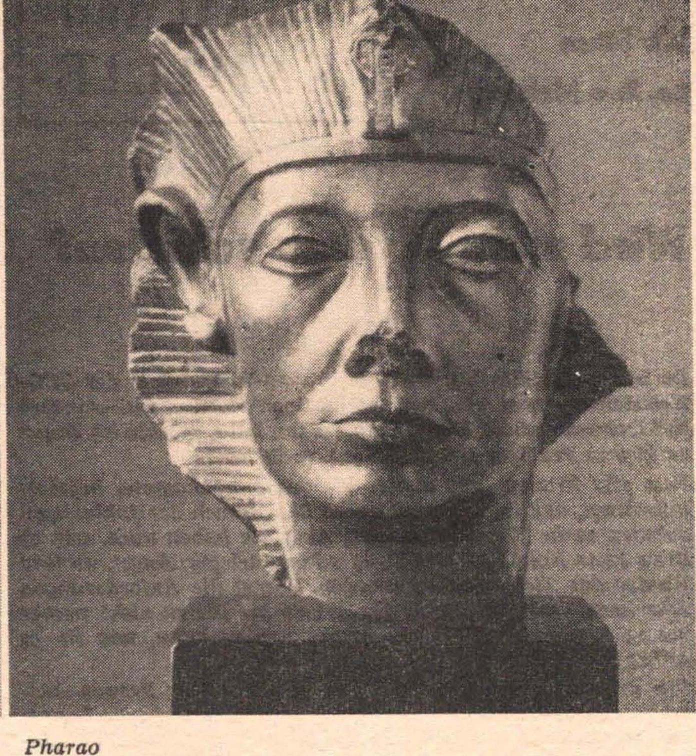
Jeder wird zugeben müssen, daß ein Hauptfeldwebel alle Hände voll zu tun hat, wenn er seine Pflichten erfüllen will. Dazu kommt bei mir noch, daß meine Frau im Stahl- und Walzwerk Brandenburg im Schichtbetrieb arbeitet, eine besonders große Belastung für mich also. Aber: wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Hauptfeldwebel Jürke, Brandenburg

◀ **Er, Gerhard Wolf (Toni), Tänzer im Erich-Weinert-Ensemble, sie, ein Bukarester Mädchen** Foto: Klötzer



Zimmermann



Pharao

Das steinerne Bilderbuch

Als ich um die Ecke bog, standen sie schon vor dem Museum, „meine" Soldaten. Laut und lustig war die Begrüßung, dann traten wir aus dem Sonnenglast der Straße ins kühle Museum. Hier wurden wir plötzlich still. Es war, als ob jeder befürchtete, die steinernen Statuen und Reliefs aus ihrer Ruhe aufzustören.

Im alten Ägypten hatten geschickte Handwerker diese Plastiken vor vielen Jahrtausenden zur Verherrlichung der Herrschenden geschaffen. Vergessen, zu Staub zerfallen sind die Schöpfer. Doch ihre Werke sprechen von dem hohen Können der Künstler des alten Ägypten.

In großen Vitrinen lagen vor unseren Blicken die ersten Zeugen der ägyptischen Kulturentwicklung. Sie stammen noch aus der Steinzeit (um 4500 vor der Zeit). Das Land am Nil besaß eine der ältesten Kulturen der Menschheit. In einem Zeitraum von fast 5000 Jahren entwickelte sie sich ohne wesentliche Beeinflussung von außen. Erst der Militärstaat der Römer beendete die Geschichte dieses alten Reiches endgültig. Es ist kein Zufall, daß gerade die ägyptische Kultur so langen Bestand hatte. Ebenso wenig zufällig wie der Zusammenschluß des Niltals zu einem großen Reich. 3000 Jahre v. d. Z. unter der Herrschaft des Pharao (König) Narmer. Ungefähr zur gleichen Zeit entstand die ägyptische Schrift (Hieroglyphen), entwickelten sich die charakteristischen Stilelemente in der Kunst, die über Jahrtausende beibehalten wurden.

Wir gehen zur Landkarte. Der Nil schlängelt sich Tausende von Kilometern durch ein fruchtbares Tal; fruchtbar vor allem durch den Schlamm, den der Nil bei seinen jährlichen Überschwemmungen als Dünger über das Land verteilt.

Wo das Nilwasser nicht hinkommt, beginnt die Wüste. Es gab Jahre, in denen die Fluten des Nils die Siedlungen der Menschen zerstörten oder Zeiten der Dürre, wenn der Fluß nur wenig über seine Ufer trat. Zudem lagen in den zahlreichen Windungen des Nils Sumpfgebiete. Sie blieben der Bepflanzung durch Menschenhand verschlossen.

Die Fruchtbarkeit des Landes war abhängig von den „Launen" des Flusses. Die Bewässerung des Ackerlandes, der Bau eines äußerst sinnvollen Bewässerungssystems war eine Lebensfrage für die Bewohner des Niltals. Sie konnte nur durch die Vereinigung der gesamten Bewohner des Tales gelöst werden. Hier war das große Reich eine wirtschaftliche Notwendigkeit; zerfiel es, so mußten auch die Bewässerungsanlagen zerfallen.

Die gesellschaftlichen Zustände im Reiche der Pharaonen fanden in einer Vielzahl schriftlicher Dokumente ihre Widerspiegelung. Teils auf Grenzsteinen oder Grabinschriften für die Ewigkeit in Stein gehauen, teils auf vergänglichem Papyrus (Papier) niedergeschrieben.

Von Siegesberichten der Pharaonen und Hymnen an die Götter bis zu Abrechnungen über geleistete Frondienste und gelieferte Gänse besitzen wir im Bode-Museum eine Vielzahl schriftlicher Dokumente, die uns über den Staatsapparat, die Wirtschaft, die Sitten und Gebräuche im Niltal berichten.

Nicht nur die Schriften geben Aufschluß über das Leben der Ägypter, auch ihre Plastiken, vor allem die Wandmalereien und Reliefs. In Tempeln und Gräbern bedeckten sie die Wände wie Bilderbücher. Darstellungen von Göttern, Priestern und Beamten, Schilderungen von Schlacht- und Jagdszenen, Darstellungen von Tänzerinnen und Handwerkern illustrieren die Geschichte Ägyptens. Bewundernd stehen wir vor der Arbeit der Bildhauer. „Lebenserhalter" lautete ihre Berufsbezeichnung im Reich der Pharaonen. Aus diesem Namen wird die gesellschaftliche Funktion der Kunst im alten Ägypten ersichtlich. Sie diente zur Erhaltung und Sichtbarmachung der Macht der Herrschenden, sie erhielt die toten Pharaonen und Götter in Tempeln und Palästen für die Nachwelt, die sie dort betrachten sollte. Aber sie war auch wichtiger Bestandteil des Totenkultes. Nach dem Glauben der Ägypter kam jeder ins Totenreich. Man gab den Verstorbenen Pharaonen und hohen Adligen alles Notwendige mit: Schiffe, Haustiere, Diener, Gebrauchsgegenstände, teils als lebensgroße, teils als verkleinerte Nachbildungen. Da der Tote ewig lebt, mußte auch das Grab von ewiger Beständigkeit sein. Am bekanntesten sind wohl die Pyramiden, die schon zu Lebzeiten der Herrscher in Frondienst von ganzen Völkerscharen als Behausung für den toten Pharao gebaut wurden. In diesen Bauten lagen die verschiedensten Grabkammern für Sarkophage (Sarg in Menschengestalt) und die Grabbeigaben. Die Wände dieser Räume waren ebenfalls mit Reliefs bedeckt. Dort wurden die Siege und großen Taten des Toten verherrlicht. Unerwähnt blieben allerdings die Namen und Taten der Erbauer, der Bildhauer und Handwerker, die diese Werke schufen. Nach der Bestattung wurden die Eingänge zu den unterirdischen Kammern versiegelt und zugemauert, damit kein Mensch den Toten störe. Dem Totenkult verdanken wir heute den größten Teil der Kunstschätze. Abgeschlossen blieben sie in den Grabmälern erhalten, bis Altertumsforscher sie uns zugängig machten.

Bewundernd stehen wir vor diesen Zeugnissen einer großen Kultur. So fremdartig die ägyptische Kunst im ersten Augenblick scheint, läßt man sich ein wenig Ruhe zur Betrachtung, beginnt sie für uns zu sprechen über Jahrtausende hinweg, unser Leben und Wissen zu bereichern. **Doris Pollatschek**

Eine bittere Lehre / Von Hans Georg Kohl

Als im August des Jahres 1951 viele Jugendliche aus dem Westen über die grüne Grenze zu den Weltfestspielen kamen, diente ich als Grenzer an unserer Grenze zur Westzone. Damals gaben sich immer noch einige unserer Genossen, während sie Posten standen, mit westdeutschen Zöllnern ab. In diesen Tagen änderte sich das.

Eidesstattlich kann ich versichern, daß jedes Wort in meinem Bericht der Wirklichkeit entspricht:

Ich befand mich gerade einige Schritte von der Wachstube entfernt, als ich aus Richtung Grenze kurz hintereinander drei Schüsse hörte. Sofort lief ich zu dem Wachhabenden und benachrichtigte ihn, und während die Alarmsirene in der Unterkunft aufheulte, erstattete ich dem Kommandoleiter Meldung.

Dieser sagte: „Das werden wieder FDJler sein. Genosse Hauptwachtmeister, Sie nehmen sich sofort zwei Genossen mit, lassen sich die Waffen aushändigen und fahren mit den Rädern vorneweg. Ich komme sofort mit allen verfügbaren Genossen hinterher."

Und als ich zur Wachstube stürmte, rief er noch hinterher: „Vergessen Sie nicht die Verbandstasche und die Feldflaschen mit Tee!"

Wenige Minuten später schwangen wir uns auf die Räder. Jeder hatte acht gefüllte Feldflaschen am Koppel hängen, daneben die Pistole. So stürmten wir los.

Schnell hatten wir den Waldrand erreicht. Keuchend fuhren wir den schmalen Waldweg entlang und merkten vor Aufregung gar nicht, wie der Schweiß uns am Körper herunterlief. Wir hatten schon öfter Alarm. Immer aber nur Probealarm. Diesmal war es ernst. Kurze Zeit später erreichten wir den Weg, der quer durch den Wald in Richtung Westen, nach Göttingen, führte, in diesen Weg bogen wir ein. Gleich mußten wir da sein. Schon hörten wir Schreie. In einem eleganten Bogen nahmen wir die letzte Biegung und sahen zwischen den Bäumen mehrere unserer Genossen in Richtung Westen blicken.

Erschrocken sah ich über den Schlagbaum hinweg in Richtung Westen. Der Postenführer wollte mir Meldung machen, aber ich winkte ab. Hier war keine Meldung notwendig.

Die Jugendlichen hatten die Grenze erreicht, und hier stießen sie auf westdeutsche Polizei und den Zoll. Alle zwei bis drei Meter stand einer mit gezogenem Gummiknüppel und hieb auf die Jugendlichen ein. Wohin sie trafen, war ihnen egal. Durch die Schläge platzte den Vordersten die Kopfhaut auf. Blutig geschlagen, sanken sie zusammen. Die nächsten stürzten darüber hinweg, wurden getroffen und schrien vor Schmerz. Wenige Schritte vor mir sah ich ein Mädchen liegen, das stöhnend beide Hände vor die getroffene Brust preßte. Der neben mir stehende Postenführer wollte auf sie zustürzen. Im letzten Moment konnte ich ihn noch zurückhalten: „Bist du verrückt? Wir dürfen uns nicht provozieren lassen. Keinen Schritt über die Grenze!"

„Aber wir können doch nicht so zusehen!"

„Wir müssen!"

Durch das Chaos waren die ersten Jugendlichen nun zu uns durchgedrungen. Erschöpft warfen sie sich zu Boden. Einige aber sprangen gleich wieder auf. Sie liefen zurück und schleppten Jungen und Mädchen, die am Boden lagen, zu uns herüber. Hier wurden sie durch Genossen unseres Kommandos, die unterdessen zu uns gekommen waren, in Empfang genommen und verbunden. Erschöpft lagen sie zwischen den Bäumen und tranken gierig unseren Tee. Tapfer liefen einige Jungen immer wieder hinüber.

Zwanzig Schritte vor mir hielt ein Zöllner ein fünfzehnjähriges Mädchen am Arm und prügelte immer mit dem Gummiknüppel auf sie ein. In panischem Schrecken stürzte eine Frau, die wohl aus Neugier von ihrem Acker dazugekommen war, sich ihm in die Arme und schrie: „Lassen Sie doch die Kinder, die haben Ihnen doch gar nichts getan!"

Er hob den Gummiknüppel und schlug mit wutverzerrtem Gesicht zu. Die Frau brach zusammen. Als er zuschlug, hatte sich der Griff des Zöllners gelockert. Das Mädchen riß sich los und rannte auf uns zu. Der Zöllner stürzte hinter ihr her. Zwei Schritte vor uns blieb er stehen und starrte uns an, als sehe er uns das erstemal.

„Einen Schritt noch", schrie mein Nebenmann ihm ins Gesicht, und der Sicherungshebel an seinem Karabiner klappte, „und ich jage dir eine Kugel durch den Wanst, du Hund!"

Immer mehr Jugendliche erreichten die rettende Grenze. Kaum einer war unverletzt.

Unsere Genossen hatten alle Hände voll zu tun, verbanden ihre Wunden, führten die Freunde tiefer in den Wald und gaben ihnen ihre Feldflaschen.

Verbittert schauten wir den Zöllnern nach, die die Festgenommenen auf die Autos stießen und verschwanden, eine Staubwolke zurücklassend, und auf einzelne Posten, die nun begannen, den Wald durchzukämmen.

Uns war das eine bittere Lehre. Etwas über ein Jahr versah ich auf diesem Kommando noch meinen Dienst, aber nie wieder wurde mir ein Fall bekannt, daß einer unserer Genossen sich in ein Gespräch mit westdeutschen Zöllnern eingelassen hat.



Illustration: Klimpke

Ballade vom Soldaten

Szenarium von W. Jeshow und G. Tschuchrai · Deutsch von Rita Braun

4. Fortsetzung

Alexejs Anwesenheit im Waggon hat das Mädchen Schura, die sich unbeobachtet glaubte, zu Tode erschreckt. Alexej versucht sie zu beruhigen, doch Schura, die sein Bemühen auf ihre Art auffaßt, quittiert das mit einer Ohrfeige. Dann aber, als Alexej den Wachtposten zu Boden schlägt, um Schuras und seine Ehre zu verteidigen, haben sie festes Vertrauen zueinander gefunden. Schuras Frage, ob es Freundschaft zwischen einem Burschen und einem Mädchen geben kann oder ob immer nur Liebe möglich ist, schließt die dritte Fortsetzung ab.

Nacht. Der Zug rollt. Er fährt an zerstörten Dörfern, niedergebrannten Bahnhöfen, demolierten Waggons vorbei.

Schura ist, an Alexejs Schulter gelehnt, unversehens eingeschlafen. Alexej aber kann nicht schlafen. Er sitzt nachdenklich da und lauscht den gleichmäßigen Atemzügen des Mädchens. Schura schmiegt im Schlaf vertrauensvoll ihre Wange an seine Schulter. Behutsam steht er auf und geht zur Tür. Er schaut auf die vorbeifliegenden dunklen Bäume eines jungen Hains.

Schura wirft sich im Schlaf herum. Alexej beobachtet sie eine Weile, geht dann zu ihr hin, bückt sich und deckt sie mit seinem Soldatenmantel zu.

*

Der Zug fährt in eine Station ein.

Er hält auf einem Gleis zwischen zwei anderen Zügen.

Alexej nimmt das Kochgeschirr und steht auf.

Schura öffnet die Augen.

„Wo willst du hin, Aljoscha?"

„Ich hole Wasser ... Schlaf ruhig."

Er springt hinunter. Ein Eisenbahner mit brennender Laterne kommt vorbei.

„Bleiben wir hier eine Weile stehen?" fragt ihn Alexej.

„Ich glaube schon."

„Und wo ist der Hydrant?"

„Dort drüben."

Alexej kriecht unter einem Wagen des daneben stehenden Zuges hindurch und läuft quer über die Schienen zum Hydranten. Dort steht eine lange Menschenschlange. Alexej stellt sich an. Aus dem Lautsprecher hört man die Kriegsnachrichten. Alle lauschten gespannt. „Nach schweren Kämpfen, in denen dem Gegner große Verluste an Menschen und Technik beigebracht wurden, haben unsere Truppen die Stadt Kursk aufgegeben", berichtet der Sprecher.

Alexej wendet sich an die Leute:

„Gestatten Sie mir, Genossen, außer der Reihe das Kochgeschirr mit Wasser zu füllen, ich bin von dem Transport dort", bittet er.

Und als schienen die Frauen nur darauf gewartet zu haben, ihren Gram an jemandem auslassen zu können, fallen sie über ihn her:

„Alle sind hier vom Transport!"

„Bleib, wo du bist, hier gibt es keine Ausnahmen!"

Alexej steht ein paar Minuten unschlüssig da, zuckt die Achseln, winkt resigniert ab und geht zurück, zum Zug.

In diesem Augenblick setzt Sirenengeheul ein. Aus dem Lautsprecher ertönt eine Stimme:

„Achtung, Fliegeralarm!"

Alexej dreht sich um und sieht, wie die Leute vom Hydranten schleunigst weglaufen. Er kehrt um. In aller Ruhe füllt er sein Kochgeschirr und eilt zum Zug zurück, wobei er zum Himmel hinaufschaut, an dem der Strahl eines Scheinwerfers suchend hin und her huscht. Irgendwelche Menschen laufen an Alexej vorbei. Am Nebenzug flucht jemand. Alexej kriecht wieder unter einem Wagen hindurch und bleibt, wie vom Blitz getroffen, stehen: sein Zug ist weg. Verdattert guckt er auf das leere Gleis. Plötzlich erblickt er den Eisenbahner von vorhin.

„Wo ist denn der Zug?" fragt er.

„Der ist weg ... Du hast ihn wohl verpaßt?"

„Sie haben doch gesagt, daß er hier eine Weile stehen wird! Legen Sie mit Absicht die Leute herein?!" Fast weinend schreit er den Alten an.

„Fliegeralarm! Es wurde befohlen, die Station zu räumen."

„Was soll ich jetzt machen? He? ... Väterchen, sag doch, was ich machen soll! Ich muß unbedingt den Zug einholen! Rate mir doch!"

„In Uslowaja — das ist ein Knotenpunkt — wird er an die drei Stunden stehen, wenn nicht länger ... Wie kommst du aber nach Uslowaja? ..."

„Ich muß hinkommen! Es muß eine Möglichkeit geben! Denk doch nach! Vieleicht irgendein Wagen?"

„Ein Wagen? ... Richtig. Lauf schnell zum Holzlager. Das ist hier ganz in der Nähe, gleich hinterm Bahnhof."

*

Ein Holzlager. Stapel von Balken, Brettern und Bohlen. Alles ist in das trostlose fahle Dämmerlicht der blauen Glühbirnen der Kriegszeit getaucht.

Vor dem Lager stehen zwei alte LKW.

Der eine Wagen wird von zwei Frauen mit Brettern beladen. Ihnen hilft eine kleine, etwa vierzigjährige Frau in Wattejoppe. Alexej läuft auf die Wagen zu. Er wendet sich an den Fahrer, der im ersten Wagen sitzt. Dieser, in Schafpelz und Ohrenmütze, schlummert, den Kopf auf das Lenkrad geneigt. „Hör zu, Freund, mir wurde gesagt, daß hier ein Wagen nach Uslowaja fahren soll."

Der Fahrer hebt den Kopf und entpupppt sich als eine ältere Frau mit müdem, verschlafenem Gesicht.

„Entschuldigung!" murmelt Alexej verlegen.

Die Frau sagt mit breitem Gähnen:

„Geh, sprich mit der dort." Sie zeigt auf die kleine Frau in der Wattejoppe und senkt wieder den Kopf auf die Arme, die sie auf dem Lenkrad liegen hat.

Alexej begibt sich zu der Frau in der Wattejoppe. Diese verhandelt gerade mit dem Lagerverwalter. Die anderen halten in der Arbeit inne und lauschen dem Gespräch.

„Ich habe gesagt — Schluß, mehr gibt es nicht! Basta!" brüllt der Lagerverwalter grob.

Alexej kommt näher und hört, wie die Frau leise und erbittert sagt:

„Kein bißchen Ehre hast du im Leib! Zehn Bretter hast du uns vorenthalten! Und bei uns steht das Vieh unter freiem Himmel!"

„Pah! Als ob ihr die einzigen wäret! Alle begreifen — es ist Krieg! Du aber mußt dauernd winseln und betteln! Marsch, verdufte, mach den anderen Platz!"

„Hab doch ein Gewissen, Mann, rück mit unsern Brettern raus! Du wirst sie sowieso versaufen, der Kolchos aber braucht sie wie das liebe Brot!"

„Hast du mit mir schon mal gesoffen?!" brüllt der Lagerverwalter noch lauter. „Hast du's?! Ja?! Weißt du, wen du da beleidigen willst?!" So tobend, rückt er der kleinen Frau auf den Leib. „Nu, aber los, verschwinde!" Er gibt ihr einen Stoß.

Alexej ist nicht mehr imstande, sich zurückzuhalten. Er springt auf den Mann zu und, atemlos vor Wut, flüstert er drohend:

„Was unterstehst du dich, Halunke? Wie behandelst du eine Frau?!"

„Das geht dich einen Dreck an! Wer bist du überhaupt?"

Die Fäuste geballt, geht Alexej in stummer Verbissenheit auf den Kerl los. Er sieht furchterregend aus. Der Lagerverwalter weicht vor ihm zurück.

„Was ist denn los? Bist du verrückt? Oder verschüttet gewesen? Du, ich warne dich! Heh!" In panischer Angst schreit er immer lauter, während er vor Alexej Schritt für Schritt zurückweicht. Dabei stolpert er über irgendeinen Gegenstand und fällt rücklings auf einen Holzstapel hin.

Alexej beugt sich zu ihm hinab, packt ihn vorne an der Joppe, zieht ihn hoch und holt zum Schlag aus.

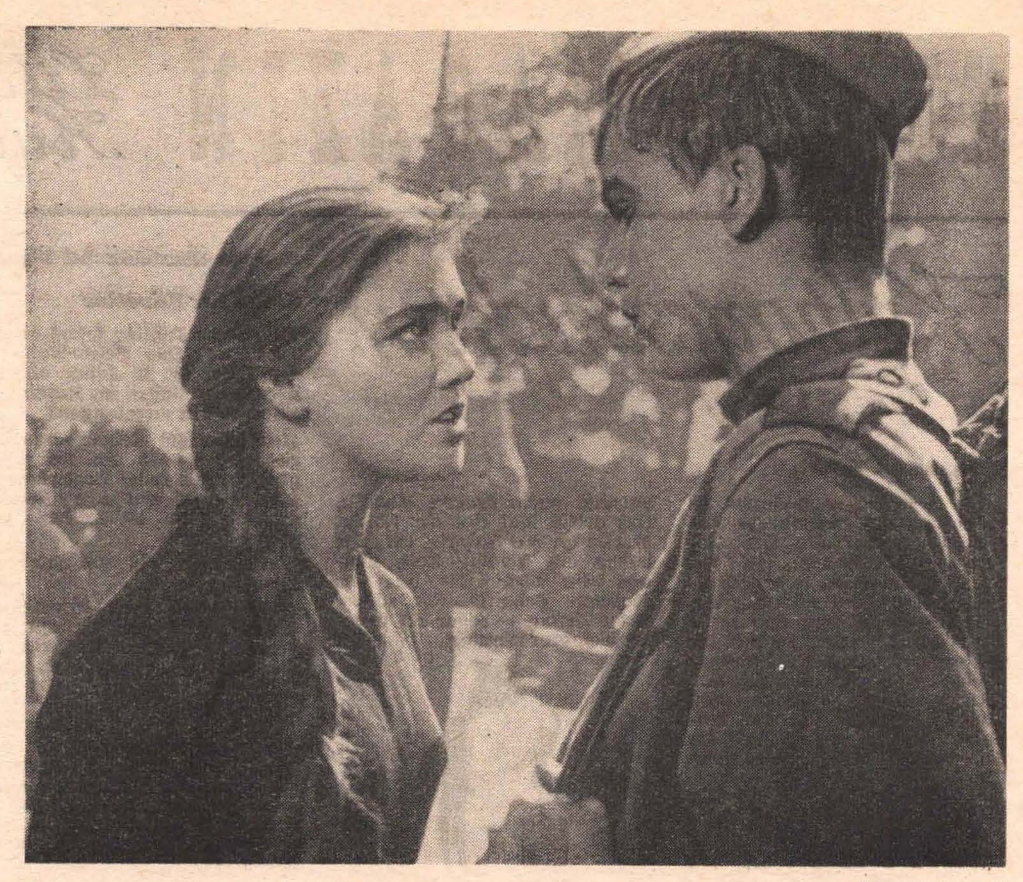


Foto: Sovexport

„Weiber!" kreischt der Lagerverwalter. „Weiber! Gebt ihm die Bretter! Weiber!" In Erwartung des Schlimmsten schließt er entsetzt die Augen.

Mit letzter Willenskraft nimmt Alexej sich zusammen, schleudert den Mann angewidert von sich und verläßt eilig den Lagerhof.

*

... Die Frauen sind mit dem Beladen fertig. Alexej sitzt in der Kabine. Die Fahrerin wirft den Motor an.

„Was bist du doch für ein Hitzkopf, Bursche! Dein Gesicht ist ja immer noch wutverzerrt."

„Ich bin kein Hitzkopf...", erwidert Alexej mit dumpfer Stimme. „Nur... kann ich solche Leute nicht ausstehen! Sie sind schlimmer als die Faschisten! Die Faschisten sind Feinde, da ist alles klar. Diese aber!..."

„Da hast du leider recht", meint die Frau mit einem Seufzer. „Ein einziger Schurke — aber wie viele Menschen haben unter seinen Schurkereien zu leiden!"

Alexej öffnet den Wagenschlag, schaut hinaus und sieht, wie der Lagerverwalter, hinterm Tor versteckt, ihnen feige nachspäht.

„Dein Glück, daß wir wenig Zeit haben!" ruft Alexej ihm zu. „Aber warte! Wenn ich erst von der Front zurückkomme, dann rede ich ganz anders mit dir!" Er schlägt krachend die Tür wieder zu.

Kaum ist der Wagen angefahren, brüllt der Lagerverwalter, mutig geworden, ihnen nach:

„Ja, wenn! Das ist aber noch die Frage, ob du von der Front zurückkommst."

*

Nacht... Auf der vom Regen aufgeweichten Straße fährt der Wagen. Alexej lauscht besorgt dem ungleichmäßigen Tuckern des Motors. Der Motor knattert und blubbert. Der LKW kommt nur langsam vom Fleck, rutscht fortwährend in die glitschigen Schlaglöcher ab.

„Der Teufel hat mich wohl geritten, aus dem Zug zu steigen!" flucht Alexej.

„Reg dich nicht auf, vielleicht holst du ihn noch ein... In Uslowaja stehen die Züge manchmal bis zu zwölf Stunden. Wo fährst du denn hin?"

„Nach Georgijewsk."

„Oh, da ist's sehr gut möglich, daß er aufgehalten wird! Zur Front — das ist was anderes. Dorthin geht es ohne Aufenthalt..." Die Frau seufzt tief und bitter auf. „Ach der Krieg, der Krieg! Und kein Ende abzusehen..."

„Verdammt schlechte Straße."

„Ja... Ein Sohn von mir ist an der Front. Feldpostnummer hundertneununddreißig. Kennst du ihn vielleicht?"

„Nein."

„Bei den Panzertruppen ist er... Panzerfahrer...", beginnt die Fahrerin und unterbricht sich: die Stockungen im Motor werden stärker. Sie zerrt hastig am Gashebel — umsonst. Der Motor arbeitet immer leiser, bis er schließlich ganz aussetzt.

Alexej blickt betrübt die Frau an.

„Was willst du machen", sagt sie und fügt mit Galgenhumor hinzu: „Der Wagen ist doch ein Altersgenosse von mir."

... Alexej dreht verzweifelt an der Kurbel. Die Frau rennt dauernd zwischen Kühlerhaube und Fahrerhäuschen hin und her, hantiert mit irgendwelchen Hebeln, bis schließlich der Motor träge zu tuckern beginnt.

*

Der Wagen fährt weiter. Der Motor heult und prustet.

„So plagen wir uns mit dieser Technik... Immerhin ernährt der Kolchos die Leute... Lauter Frauen haben wir nur noch — trotzdem ernährt er uns! Alles müssen die Frauen allein schaffen — die Arbeit verrichten, die Kinder versorgen und ... Tränen vergießen... Ach, wenn doch mein Junge nur heil zurückkäme... Er ist jung, heißblütig, und im Kampf ein richtiger Draufgänger!"

Der Wagen rollt. Der Motor arbeitet gleichmäßig. Regennasse Baumstämme fliegen vorüber.

„Siehst du, wie schön er jetzt zieht, der Alte!" äußert die Fahrerin anerkennend. „So ein launischer Satan: mal kriegst du ihn nicht von der Stelle, dann wieder rast er wie toll..."

„So holen wir den Zug vielleicht doch noch ein?"

„Gar nicht ausgeschlossen. Alles ist möglich. Etwa vierzig Minuten Fahrt haben wir noch."

*

Der Wagen steckt tief im Schlamm. An der Spur sieht man, wie er aus der Kehre heraus in den Morast geraten ist. Ringsumher ist der Boden von Stiefeln zerstampft. Unter den

(Fortsetzung auf Seite 333)

KULTURMAGAZIN *Literatur, Kunst, Kulturpolitik*

Kulturgeschichten

Ablesbarer Erfolg

Beim ersten Mal bedurfte es großer Mühen, mündlicher und fernmündlicher, ehe sich Genossen bereitfanden, in das Pergamonmuseum zu gehen. Es waren sechs. Sie sollten unserer Autorin helfen, den rechten Ton für ihren Artikel zu finden und dabei selber einiges finden. Daß die Autorin den rechten Ton gefunden hat, bleibt zu hoffen. Von den Soldaten ist zu sagen, daß sie sehr wenig sagten, kaum einen Ton.

Der zweite Museumsbesuch war billiger. Schon nach vier Telefongesprächen war die Sache perfekt. 10 Genossen gingen mit ins Bode-Museum. Diesmal wurden auch Fragen gestellt. Das dritte Mal rief der Soldat Martin unsere Autorin an: „Wir haben am Montag Zeit, können Sie nicht mit uns ins Museum gehen?“ Ein ablesbarer Erfolg — sogar an unserer Telefonrechnung. CK



Kulturrevolution und Innendienstvorschrift

Es war die erste FDJ-Versammlung der Einheit Reuter zu Kulturfragen. Auch Hauptfeldwebel Berchert war erschienen. Seine Diskussionsbeiträge waren wegen ihrer Treff-



sicherheit bei allen beliebt, und so erwartete man gespannt, was er wohl diesmal sagen werde. Indessen, Hauptfeldwebel Berchert schwieg. Auch auf eine bissige Bemerkung des als Gast erschienenen Klubleiters, ob er „Horchposten“ bezogen habe, erwiderte er nur kurz:

„Ehe ich mich zu diesem Thema äußere, muß ich mich erst mal gründlich mit der Sache beschäftigen.“

Am übernächsten Morgen bat Hauptfeldwebel Berchert den Klubleiter, am Kompanieappell teilzunehmen. Er ließ die Einheit antreten und sagte:

„Ich habe in der Zeitung die ersten Abschnitte über die Kulturrevolution gelesen. Sie vollzieht sich in voller Übereinstimmung mit den Forderungen unserer Innendienstvorschrift. Die erste Revolution, zu der tadelloser Haarschnitt und eine saubere Kragenbinde gehören. Betrachten Sie den nun folgenden Bekleidungsappell, zu dem wir den Genossen Klubleiter erstmalig begrüßen können, als meinen nachträglichen Diskussionsbeitrag.“ WS

Fehlgeleitet

Bei der letzten Zusammenkunft unseres Literaturzirkels sahen wir endlich einige neue Gesichter. Also hatten die Kulturfunktionäre der Einheiten auf unser Schreiben reagiert und weitere schreibende Soldaten geschickt. Erfreut begrüßte ich den ersten.

„Ja“, antwortete er, „ich muß fehlgeleitet sein. Mir wurde gesagt, daß hier Neuerer und Beste zusammentreffen. Ich habe zwar das Lied unserer Aufklärer geschrieben, aber zum Literaturzirkel wollte ich gar nicht.“ Auch der zweite wußte nicht, ob er zu uns kommen sollte, obwohl er ebenfalls Gedichte schreibt. Auf Grund dessen und weil wir uns als Neuerer und Beste fühlen, einigten wir uns vorerst auf die einmalige Teilnahme der Neuen. Doch beide blieben nicht Gäste, fühlten sich bald dazugehörig, redeten mit, lasen Gedichte, hörten unsere Meinung, und zum Schluß fragte ich sie: „Fehlgeleitet?“

„Nein“, sagte einer, „nur einen Umweg gemacht.“ W. F.



Genosse Oberfeldwebel Illgen

Kunst für Künstler

Mit einem Jubilar feiert er ein Jubiläum. Das Erich-Weinert-Ensemble ist 10 Jahre alt. Er arbeitet 10 Jahre im Ensemble. Wie hast du angefangen?

„Ich habe als Geiger angefangen. Da wurde ein Bratscher gesucht. Ich habe Bratsche gemacht. Dann wurde ein Bassist gesucht. Ich habe Baß gemacht.“

Was macht dir am meisten Spaß?

„Der Teil aus dem ‚Mansfelder Oratorium‘, den wir spielen, gefällt mir gut, weil da was für das Orchester drin ist. Der ‚Heimliche Aufmarsch‘ ist unheimlich stark, der packt mich jedesmal, wenn ich ihn spiele oder höre.“

Was machst du noch?

„Ich verkaufe Theaterkarten, seit fünf oder sechs Jahren. Die Genossen vom Ensemble müssen in unsere Stücke und unsere Leute sehen: Den ‚Sturm‘ mit Ernst Busch, die ‚Mutter‘ mit Helene Weigel.“

Sind zehn Jahre Herumfahren nicht genug?

„Wenn ich 10 Tage daheim bin, fällt mir die Decke auf den Kopf. Und schließlich ist das, was wir machen, nicht für irgendwen.“

*

SIE

„Warum wollen Sie mit der Touristengruppe schon wieder nach Rumänien fahren? Sie waren doch erst letztes Jahr dort. Reisen Sie doch mal woanders hin, vielleicht nach Sotschi“, empfahl der FDJ-Sekretär dem Soldaten.

„Nein“, sagte der Soldat, „es muß Rumänien sein!“

„Dann fahren Sie wenigstens zur Weinlese und nicht jetzt, bei dieser Affenhitze.“

„Zur Weinlese ist es zu spät, jetzt oder nie.“

„Ah — Sie haben ‚SIE‘ lange nicht gesehen?“ sagte der FDJ-Sekretär und lächelte verständnisinnig.

„Überhaupt noch nicht“, gestand der Soldat. „Es wäre das erste Mal.“

„Sie kennen **SIE** nicht und wollen hin?“

„Ich kenne **SIE** nur vom Foto — in der ‚Armee-Rundschau‘ — seit Jahren schon und nur vom Foto, **SIE** mal in Prag, **SIE** in Moskau, **SIE** sogar in China. In Berlin, so sagt man, werden nur die Fußlappen gewechselt.“

„Eine **SIE** mit Fußlappen . . . ?“

„Wieso eine **SIE**? Ich spreche von den Genossen des ‚Erich-Weinert-Ensembles‘.“



Der Literaturzirkel des MB V veranstaltete ein literarisches Preisausschreiben, um neue Talente für den Zirkel aufzuspüren. Leider unterstützten die Politoffiziere diesen Wettbewerb nur wenig. Trotzdem konnten einige neue Begabungen entdeckt werden.

Ein Filmforum zu dem sowjetischen Film „Die Ballade vom Soldaten“ veranstaltete die Redaktion „Armee-Rundschau“ gemeinsam mit dem Truppenteil Firla. Es wurden anhand des Films Fragen der sozialistischen Moral und Ethik sowie des Filmschaffens überhaupt aufgeworfen. Der Direktor von Sovexport, Genosse Abramow, die Schriftsteller Klaus und Vera Küchenmeister sowie die Übersetzerin Rita Braun beantworteten unermüdlich 2½ Stunden lang die Fragen der anwesenden Soldaten.

Ihre erste bunte Jugendillustrierte gab die FDJ-Leitung des Truppenteils Gehmert heraus. Die Veranstaltung wurde von den Soldaten selbst gestaltet. Es nahmen daran die Agitpropgruppen der Einheiten, Junge Talente, Sportgruppen und zwei Jugendkapellen teil.

„Havarie“ ist der Titel eines neuen Buches über unsere Seestreitkräfte, an dem Genosse Kapitän zur See Wesolek gegenwärtig arbeitet. Er will darin die Entwicklung einer Schiffsbesatzung zu einem besten Kollektiv gestalten. Das erste Buch des Autors, das ein Thema aus dem antifaschistischen Widerstandskampf behandelt, wird Anfang 1961 in unserem Verlag erscheinen.

UNKULTURMAGAZIN

Interview auf Verdacht

mit Brigadegeneral Weber, Chef der Schule für „Innere Führung"

AR Führen Sie auch mit den Truppenbüchereien „innen", was die Bundeswehr betrifft?

BW Selbstredend. Die Wirkung der Bücher ist eine innere, welche nach außen schlägt.

AR Bestimmen Sie, welche Bücher die Einschlägigen sind?

BW Dazu haben wir unsere zivilen Hilfstruppen, z. B. den Verlag Kurt Vowinckel, Neckargemünd, und die „Scharnhorst Buchkameradschaft", die die „Militärischen Schrift-Weiser" herausgibt. Das Ministerium für Verteidigung muß sich da noch bestimmte Beschränkungen auferlegen. Aber in Heft 4, „Unterhaltung und Bildung, ein Wegweiser für Soldaten und ihre Büchereien", ist alles drin. Über zweitausend Titel.

AR Sind darunter auch Werke der Weltliteratur?

BW Selbstverständlich, etwa dreißig. Wir haben an alles gedacht.

AR Die Italiener Dante und Boccaccio?

BW „Sittlich anfechtbare und unsoldatische Bücher sind auszuschließen", heißt es im Vorwort.

AR Die Franzosen Stendhal, Hugo, Flaubert, Zola?

BW Wir haben doch keinen Bildungsfimmel.

AR Aber doch sicher die Engländer Swift, Dickens, Thackeray?

BW Wo denken Sie hin, bei diesem Macmillan!

AR Der Flame de Coster?

BW Um Himmels willen, was würde Kardinal Wendel sagen!

AR Gogol und Tschechow?

BW Die hat Stalin öffentlich gelobt! Soweit geht die Weltoffenheit nicht. „Die Werke deutscher Autoren und **Probleme des Deutschtums** stehen im Vordergrund" – steht auch im Vorwort.

AR Georg Büchner?

BW Nein, Jakobiner!

AR Brecht, Becher, Seghers?

BW Die gibt es nicht! Basta!

AR Heinrich Mann?

BW Nein, aber v. Manstein, „Verlorene Siege" und „Aus einem Soldatenleben".

AR Leonhard Frank?

BW Nein, dafür zwei andere Franken, Frank, Wolfgang, „Der Stier von Scapa Flow" und Frank, Hermann, „Landser, Karst und Skipetaren".

AR „Skipetaren", das erinnert uns so an Karl May?

BW Sehr richtig, auch Karl May ist dabei. Ist n' Reim, von mir, haha. Wir müssen schließlich alle Interessengebiete verpflegen.

AR Wird auch Literatur empfohlen?

BW Sie meinen die Konzessionsschnulzen? Selbstverständlich, Gustav Freytag, Conrad Ferdinand Meyer, Knut Hamsun – endlich wieder – sogar Remarque!

AR „Im Westen nichts Neues?"

BW Nein, „Arc de Triomphe". Was soll ein Antikriegsbuch in der Bundeswehr! Überhaupt, wenn schon Zivilisten anfangen, über den Krieg zu schreiben. Das soll'n se schön den Militärs überlassen.

AR Was das betrifft, läßt Ihre Auswahl sicher keine Wünsche offen?

BW Keine! Dietel, Dönitz, Galland, Guderian, Kesselring, Raeder, Rudel. – **Im Felde unbesiegt, so bewältigen wir die Vergangenheit.**

AR Wir erinnern uns dieses Rudels!

BW Da Sie auf den Wolf anspielen, Grimm ist auch dabei.

AR Märchen?

BW Tatsache! Der Hans Grimm von „Volk ohne Raum" und andere.

AR Andere?

BW Beumelburg, Dwinger, Euringer, Wehner, Brehm, Steguweit, Zillich.

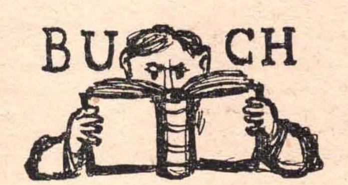
AR Das sind waschechte Nazis, die halbe Reichsschrifttumskammer!

BW Waschecht und flexibel. Ihre Haltbarkeit garantiert der von uns vorgeschriebene Ganzfolien-Einband. Übrigens – Jünger ist auch dabei.

AR Ernst!

BW Ich meinte Ernst Jünger.

AR Ich meinte sehr ernst. Es besteht kein Zweifel, wohin Sie mit den Truppenbüchereien führen wollen! **CK**

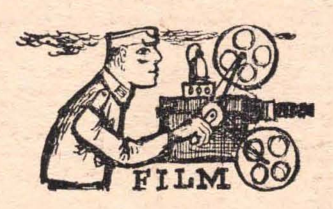


„DIE SÖHNE DES TSCHAPAJEW" Das von Hanns Maassen geschriebene Buch versetzt den Leser in aufrüttelnder Weise in die Zeit des Spanienkrieges. Maassen, der als Interbrigadist in dem legendär gewordenen Bataillon „Tschapajew" kämpfte. beschreibt die Geschichte dieser Truppe von ihrer Aufstellung an bis zu ihrem Untergang vor den Toren Madrids. Angehörige verschiedener Nationen waren in ihr vereinigt. Sie waren angetreten gegen eine gut bewaffnete Übermacht, die sich noch dazu der Hilfestellung zahlreicher bürgerlicher Regierungen erfreute. Der Mut der Interbrigadisten war grenzenlos. Überall, wo der Gegner die Front der republikanischen Truppen aufzurollen drohte, wurde das Bataillon „Tschapajew" eingesetzt und siegte in zahlreichen Schlachten. Viele dieser Männer nehmen in diesem fesselnden Buch Gestalt an. Ihre Erlebnisse in den wenigen frohen und vielen schweren Stunden vermitteln ein anschauliches und mahnendes Bild des Kampfes gegen den Faschismus. Wer das Buch zum Schluß aus der Hand legt, hat die Gewißheit, daß dieser Kampf der Söhne Tschapajews nicht beendet ist. Ihr pasaremos steht noch auf den Fahnen der Zukunft. (Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung.)



„DAS GRÜNE UNGEHEUER" Tatsachenroman von Wolfgang Schreyer. Schreyer hat Seltenheitswert. Nicht, weil die Auflagen seiner Bücher allzu niedrig wären, sondern weil er augenscheinlich der einzige Autor in unserer Republik ist, der das Genre spannender Literatur beherrscht. Seinen Stoff entnimmt er stets dem Zeitgeschehen. „Das grüne Ungeheuer" ist der Name, den die Einwohner Guatemalas der United Fruit Company zulegten. Antonio Morena, wie der ehemalige deutsche Soldat sich nennt, lebt in den USA. Abenteuerlustig und durch verzwickte Umstände dazu gezwungen, gerät er in die Privatarmee jener Company. Das zu einem Zeitpunkt, da diese im Verein mit Rebellen in Guatemala einfiel, um die fortschrittliche Regierung Arbenz zu stürzen, deren Maßnahmen das Geschäft der Früchtecompany zu stören drohte. Morena, der sich in das Mädchen Chabelita verliebt, führt die ihm befohlene Bombardierung von regierungstreuen Städten nicht aus und desertiert, als ihm sein passives Verhalten zum Verhängnis zu werden droht. Nach abenteuerlicher Flucht gelingt es ihm, nach Mexiko zu entkommen. Wie Schreyer die Gründe des Putsches, seinen Verlauf und die Hintermänner dokumentarhaft schildert und diese Fakten noch zur Erhöhung der Spannung zu gebrauchen versteht, das ist einfach großartig. (Verlag Das Neue Berlin.)





„LEUTE MIT FLÜGELN" Dieser neue DEFA-Film erzählt die Geschichte des Kommunisten Ludwig Bartuschek, der sein ganzes Leben für die Sache der Arbeiterklasse einsetzte. Immer stand er in vorderster Front. Er kämpfte in Spanien gegen die faschistischen Banditen, er sprang im zweiten Weltkrieg mit einem sowjetischen Fallschirm über Deutschland ab und leitete eine illegale Widerstandsgruppe. Ins KZ verschleppt, stand er an der Spitze des bewaffneten Aufstandes. Nach der Befreiung gehörte Bartuschek zu den Aktivisten der ersten Stunde, und endlich wurde auch sein Traum Wirklichkeit – der Arbeiterklasse wuchsen eigene Flügel. Der ehemalige Flugzeugmechaniker wird Parteisekretär im neuerbauten Flugzeugwerk. Sein Weg ist der Weg Tausender Kommunisten. So zeigt uns der Film das Gesicht des neuen Helden. Wir nehmen Partei für die gemeinsame sozialistische Sache, die uns mit ihm verbindet. Der breite historische Rahmen läßt viele Zusammenhänge zwischen gestern und heute erkennen, und wir finden sehr oft in der unseligen Vergangenheit die Ursachen für Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus. Leider wagt der Film hier und da allzu große Sprünge, so daß wir der Handlung nicht immer ganz folgen können. Und vielleicht ist die außerordentliche Fülle an Stoff schuld daran, daß einige Episoden zu knapp erzählt werden und, wie z. B. die Konflikte zwischen Vater und Sohn, in ihrer Lösung nicht überzeugen.





Berliner Bär und Petrnitza

(Fortsetzung von Seite 323)
aushalten? Im Stadion hätten fünftausend Platz, im Theater nur achthundert. Der Garnisonschef wurde befragt. Er sagte:

„Es ist alles organisiert – die Bühne im Stadion ist aufgebaut, Zelte zum Umziehen stehen bereit."

„Und das Wetter?"

„Petrus hat den dienstlichen Befehl!"

Es regnete nicht, in Ploesti steht es gut um die Einhaltung von Befehlen, in Timisoara nicht, es regnete. Das Ensemble spielte trotzdem. Die dreitausend Zuschauer dankten dafür mit großem Beifall. Die Tanzgruppe vollbrachte wahre Bravourstückchen auf dem schlüpfrigen Boden. Wir hatten die Abwechslung und das Vergnügen, die Tänze in Zeitlupe getanzt zu sehen, was besonders dem „Bayrischen" ganz neue Reize abgewann.

In Suceava. Die Veranstaltung war zu Ende. Alles strömte auseinander. Eine Frau fragte uns nach dem Ansager. Er trug unsere Uniform und sprach perfekt rumänisch.

Wir kamen mit ihr ins Gespräch. Sie heißt Rosa Rosenberg, ist Jüdin, 52 Jahre, Hausfrau. Ihr Mann ist Tischler, ihr Sechzehnjähriger ebenfalls, ihr Ältester macht das Abitur. Sie sagte: „Das Programm hat mir nicht nur gut, es hat mir sehr gut gefallen. Leider habe ich nur den letzten Teil gesehen. Ich mußte Essen austragen, für meinen Mann und meinen Jungen."

Wir fragten sie, ob sie Deutsche ist. Sie beugte sich nach vorn und sagte: „Ich bin Jüdin." Sie erzählte uns von ihrem Leben. „Mein Mann war bei der alten rumänischen Armee. Eines Morgens kam ein Soldat früh um fünf in meine Wohnung und hielt mir die Pistole vor die Brust. Er sagte, ich solle das Haus sofort verlassen. Ich habe geantwortet: ‚Ich hab doch den Zins bezahlt.' Er sagte: ‚Nimm das Kind und geh.' Ich nahm ihn, der mein Ältester ist, aus dem Wagen und ging hinaus. Ich durfte das Haus nicht wieder betreten, um noch Sachen zu holen für das Kind. Das Kind war fünf Monate alt. So hab ich ihn durchgebracht. Wir wurden in die Ukraine getrieben, in großen Konvois, von Soldaten. Viele von uns sind auf diesem Marsch umgekommen. Eine Frau aus Suceava brach an der Strecke zusammen. Sie lag im Lehm und war tot. Ihr elfjähriger Junge warf sich auf sie und rief: ‚Mutter!' Ein rumänischer Soldat fragte: ‚Willst du immer bei deiner Mutter bleiben?' Der Junge sagte: ‚Ja.' Darauf erschoß ihn der Soldat. Das waren schwere Zeiten. Obwohl ich noch nicht so alt bin, bin ich schon grau. Ein Rabbiner war mit seinen fünf Söhnen dabei. Den fragte ein Soldat: ‚Welcher Sohn ist dein liebster?' Was soll da schon ein Vater oder eine Mutter sagen. ‚Alle sind mir gleich lieb', sagte der Rabbiner. Sie haben ihn gequält, und dann hat er auf einen von den fünf Söhnen gezeigt. Der Soldat hat ihn erschossen und die anderen vier dazu. Sie werden es nicht glauben, Sie sind jung, Sie denken anders. Der Soldat hat den Rabbiner gefragt: ‚Soll ich dich auch erschießen?' Der hat geantwortet: ‚Du wirst mich nicht erschießen. Der Herrgott wird mich erlösen. Und er hat den Herrgott angerufen und ist tot umgefallen. Uns hat es an allem gefehlt. Einer von der Wache hat uns Wasser verkauft, eine Flasche zu fünfhundert Lei. Als ich die Flasche am Mund hatte, hat er sie mir weggerissen und dabei an die Zähne geschlagen. Dann hat er sie an den Nächsten verkauft. Mit dem hat er es genauso gemacht und so viele Male.

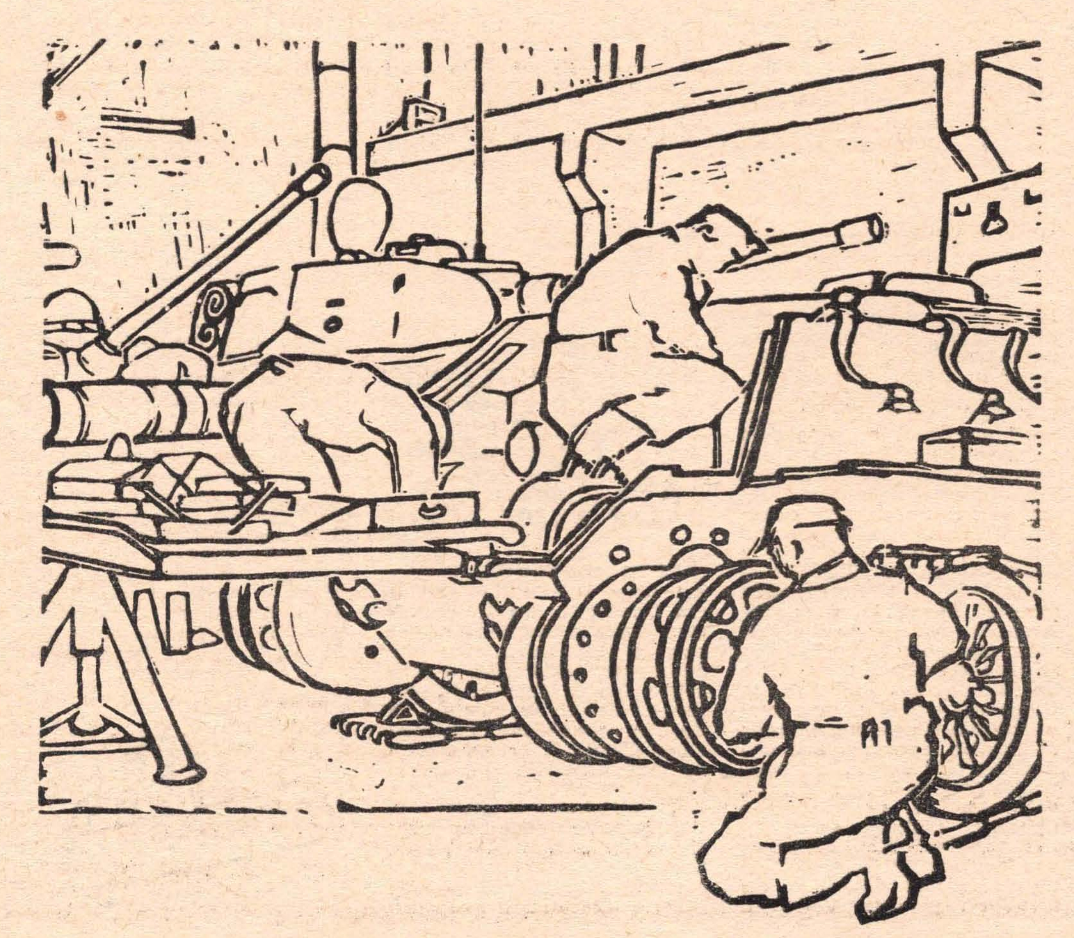
Der Große ist im Elend im Lager aufgewachsen.

Jetzt bin ich zufrieden. Man hat das tägliche Brot. Früher haben wir uns immer gefürchtet, obwohl wir keinen schlechten Weg gegangen sind. Heute getraue ich mich, auch zur Mitternacht auf die Straße zu gehen. Niemand tut mir was. Ich bin sehr glücklich über meine beiden Jungen. Dem Kleinen habe ich gesagt: ‚Geh arbeiten, du mußt Geld verdienen.' Der Große macht das Abitur und geht dann noch weiter auf eine technische Schule. Wir sind nicht auf Rosen gebettet, und ich habe viel Arbeit, drei Männer bewaschen, Essen machen und Kleidung. Ich arbeite auch im Frauenbund und für die Partei als Sympathisierende. Der Doktor hat mir gesagt, ich soll nicht an die Vergangenheit denken, daß meine Nerven nicht krank werden. Wenn ich an das Elend denke, soll ich aus dem Haus gehen. Ich seh dann den Himmel und einen Vogel und vergesse das Schlechte.

Die Deutschen sind nicht schlecht, und die Rumänen sind nicht schlecht. Und unter den Juden sind nicht nur gute. Die Faschisten sind schlecht. Ich hab heute eure Soldaten gesehen. Die waren damals Kinder. Sie sind eine neue Jugend."

Der Genosse Greiner-Pol sagte: „Darf ich Ihnen die Blumen geben, die hab ich heute abend bekommen."

(Fortsetzung und Schluß im nächsten Heft)



Gefreiter Lau,
„In der Panzerwerkstatt",
Linolschnitt, 1960

Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 329)*

Wagenrädern ragen schmutzige Bretter hervor. Neben dem Wagen stehen Alexej und seine Leidensgenossin.

„Nun kommen wir bis Ende des Krieges aus dem Dreck hier nicht mehr raus!" sagt die Frau mit einer hoffnungslosen Handbewegung. „Verzeih mir altem Weib! Die dritte Nacht schon komme ich nicht zum Schlafen."

Alexej schweigt niedergeschlagen.

Von fern ertönt, immer mehr anschwellend, Motorengedröhn und Metallklirren.

„Was ist das?" fragt die Frau.

„Ich glaube, Panzer."

Das Dröhnen und Klirren kommt immer näher, und da erscheinen auch schon im Dunst der regenverhangenen Nacht die Umrisse eines schweren Panzers. Beim Wenden beleuchtet er mit seinen Scheinwerfern Alexej und die Fahrerin, hält sie wenige Augenblicke im Licht fest und rasselt unter drohendem Brüllen vorbei.

Ihm folgen ein zweiter, ein dritter, ein vierter Panzer ... Und jeder reißt mit dem Licht der Scheinwerfer den klapprigen LKW und die daneben stehenden zwei Menschen aus dem Dunkel heraus.

„An die Front ...", sagt der Soldat.

Der letzte Panzer erfaßt sie ebenfalls mit seinen Lichtern, fährt dann plötzlich dicht heran und stoppt. Der Lukendeckel wird zurückgeworfen, und ein bildhübscher junger Mann mit schwarzem Bärtchen streckt den Kopf heraus. Es ist der Panzerkommandant.

„Seid gegrüßt, Argonauten! ...", ruft er übermütig. „Was ist? Säuft er ab, euer Kahn?! ..." Und ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er sich an jemand im Panzer: „Los, Wassja, hol das Abschleppseil, wir wollen den Schiffbrüchigen aus der Patsche helfen!"

Aus dem Panzer klettert ein kleiner hurtiger Soldat heraus. Geschickt macht er das eine Ende des Seils am Panzer fest und läuft mit dem andern zum LKW. Alexej geht ihm helfend zur Hand. Zu zweit hängen sie das Abschleppseil ein. Unterdessen fragt der Panzermann den Soldaten:

„Du, Kamerad, wie bist du denn hierhergeraten?"

„Ganz einfach, bin zum Bahnhof gefahren und hier steckengeblieben."

„Klarer Fall! ... Siehst du, ohne uns könnte sich die ‚Königin der Felder' lieber gleich begraben lassen!"

Er richtet sich auf.

„In Ordnung, Genosse Leutnant!"

Der Kommandant sagt etwas durch die Luke hinein, und eine Sekunde später brüllt der Panzer auf und hebt den LKW wie ein Spielzeug mit einem Ruck auf die Straße. Der Leutnant lacht laut. Wassja rollt das Seil zusammen, klettert flink auf den Panzer und ruft zum Abschied:

„Berichtet uns, wie ihr angekommen seid!"

„Wohin sollen wir berichten?" fragt die Fahrerin.

„Die Adresse ist bekannt: Berlin, postlagernd, an den Sergeanten Wassili Tschort — zu deutsch: Teufel!"

Der Lukendeckel wird zugeschlagen, und der Panzer rattert los, um seine Kolonne einzuholen.

„Das muß man schon sagen — ein leibhaftiger Teufel! ..." meint die Frau, dem Panzer mit dem Blick folgend, und fügt schmerzlich hinzu: „Wieviel Kraft wird hier verschwendet ... Der verfluchte Krieg! Wenn man diese Kraft für eine gute Sache einsetzen würde — wie herrlich wäre das Leben auf der Welt!"

*

Der Wagen hält vor der Bahnüberfahrt. Alexej springt heraus, winkt zum Abschied mit der Hand und läuft zur Station. In der Morgendämmerung hebt sich ein Zug auf den Gleisen dunkel ab. Die Lokomotive ist abgehängt. Vergnügt das Kochgeschirr schwenkend, rennt Alexej zum Zug. Er läuft am Hydranten vorbei. Aus dem Hahn tropft Wasser. Alexej kehrt um, läßt lächelnd sein Gefäß vollaufen und, abermals darauf bedacht, das Wasser nicht zu verschütten, eilt er zum Zug.

Von einem Wagen löst sich ein Posten und bringt das Gewehr in Anschlag.

„Zurück, Genosse Soldat!"

Alexej macht halt. Vor ihm steht ein langer, hagerer Wachposten.

„Ich bin von diesem Zug", sagt er. „Der Leutnant hat mir erlaubt, mitzufahren."

„Welcher Leutnant?"

„Der Zugführer. Auch Gawrilkin weiß es."

„Was für ein Gawrilkin denn?"

„Der vor dir hier war. So ein Dicker ... Der Wachposten."

„Ah, dieser ... der so weibisch aussieht?"

„Genau der!" bestätigt Alexej erfreut.

„Dieser Zug ist vor einer Stunde abgefahren! Wir aber fahren in entgegengesetzter Richtung ..."

Erst jetzt merkt Alexej, daß das ein anderer Zug ist.

Eine Weile steht er ratlos da, dann gießt er ärgerlich das Wasser klatschend auf die Erde und trottet langsam zum Bahnhof. Mutlos läßt er den Kopf hängen. Die Müdigkeit und die Abenteuer der letzten Nacht drücken ihn nieder.

Plötzlich bleibt er wie vom Donner gerührt stehen ... Direkt vor sich erblickt er Schura mit seinem Rucksack und Mantel in den Händen.

„Schura!" ruft er erstaunt. „Du hier?"

„Ja." Sie reicht ihm hastig seine Sachen. „Da ... Sie haben sie liegen gelassen."

„Schura! ... Was bist du doch für ein famoses Mädchen!"

„Meinetwegen bist du zurückgeblieben."

„Dummchen, am meisten fürchtete ich, daß ich dich nicht wiedersehe!"

„Und ich habe gewartet."

Alexejs Augen strahlen vor Freude.

Schura wendet den Blick ab und bemerkt das Kochgeschirr. Sie hockt sich nieder und schaut hinein. Es ist leer.

„Ich vergehe vor Durst!" sagt sie und hebt die Augen zu Alexej empor.

„Hast du noch nicht getrunken?"

„Nein, ich hatte Angst, dich zu verpassen."

„Schura, mein Mädchen! Komm!"

Er packt sie bei der Hand und zieht sie mit zum Hydranten. Hier ist nach wie vor kein Mensch. Alexej stellt das Kochgeschirr unter den Hahn, aber Schura will nicht warten. Sie schiebt es beiseite und trinkt gierig das kalte Wasser direkt aus dem Hahn. Alexej steht daneben und lächelt glücklich.

Dann wäscht sie unterm Hahn die Füße und genießt die kosende Frische des Wassers. Er aber betrachtet sie unablässig; er sieht ihre jungen, wohlgeformten Beine, ihr freudig lächelndes Gesicht, und lächelt ebenfalls. Dann lassen sie sich gleich hier nieder, um zu frühstücken. Schura schneidet Brot ab, belegt eine Schnitte mit Speck und reicht sie Alexej ... Sie weiß, daß er sie anschaut, und das macht ihre Bewegungen leicht und geschmeidig. Nach dem Essen nimmt Schura ihn bei der Hand, und sie gehen zum Bahnhof.

„Ich habe mich nach allem erkundigt", sagt sie im Gehen. „In zwei Stunden fährt ein Personenzug glatt durch bis Georgijewsk."

„In zwei Stunden?" Alexej blickt auf die Uhr. „Weißt du was? Machen wir einen Spaziergang durch die Stadt. Ich kenne sie sehr gut."

„Gern", stimmt sie zu.

„Oder, weißt du was? Gehen wir ins Kino!"

„Oh, fein!" ruft sie begeistert aus. „Ich war schon eine ganze Ewigkeit nicht mehr im Kino."

Raschen Schrittes begeben sie sich in die Stadt.

Direkt bei der Station beginnt ein großer Park. Sie gehen durch den Park. In den Anlagen ist es still und menschenleer. Von den hohen Bäumen flattern gelbe Blätter herab.

„Schön, nicht wahr?" fragt Alexej.

„Ja. Aber ein bißchen traurig", sagt Schura. „Herbst ..."

„Und mir ist gar nicht traurig zumute!"

„Mir auch nicht."

„Wollen wir uns ein Weilchen hinsetzen?"

„Gut, aber nicht lange, und dann gehen wir weiter."

Sie setzen sich auf eine Bank.

Stille. Nur Bäume umgeben die beiden; lediglich in der Ferne, ziemlich weit weg im Park, sieht man ein altes Ehepaar, ganz in Schwarz gekleidet, langsam dahinschlendern.

„Schura, wunderbar, daß du nicht weggefahren bist!" sagt Alexej.

„Ja ..." Sie lächelt. Dann wird sie nachdenklich. Ein Schatten von Trauer legt sich über ihr Gesicht. „Bald wirst du zu Hause sein ...", sagt sie. „Auch ich hab's nicht mehr weit."

„Ja ... Du bist schon fast da."

„Und hast du es noch weit von Kupinsky?"

„Ein Katzensprung! Und meine Mutter ahnt gar nichts."

„Da wird sie sich aber freuen!"

(Fortsetzung auf Seite 334)

Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 333)*

„Und ob... Schade, daß ich viel Zeit verloren habe. Na, macht nichts! Fast vierundzwanzig Stunden bleibe ich noch zu Hause. Ich bessere das Dach aus und — zurück!"

„An die Front?"

„Ja."

„Weißt du was, Aljoscha?"

„Was?"

„Lassen wir das Kino sausen. Bleiben wir lieber noch hier sitzen. Gut?"

„Gut. Im Kino ist es heiß. Nicht wahr?"

Sie schweigen.

„Unsere Reise war aber doch schön, Schura?"

„Ja... Nur weißt du was, Aljoscha?"

„Was?"

Alexej beugt sich ganz nah zu dem Mädchen hinüber.

Sie rückt nicht weg. Nur ihre Finger, die mit den Gurten seines Rucksacks spielen, bewegen sich plötzlich sehr schnell.

„Aljoscha, das Kopftuch... Für wen ist es denn?" fragt sie überraschend.

„Welches Kopftuch?"

„Das im Rucksack."

Alexej lächelt.

„Ach so! Für meine Mutter. Ein Geschenk."

„Ist das wahr?" fragt sie erleichtert. „Und auch die Seife?"

„Was für Seife?"

„Waschseife. Zwei Stück!"

„Verflucht! Das habe ich ganz vergessen!" sagt er und schlägt sich auf die Stirn. „Verstehst du, Schura, die schickt jemand mit. Ein Bursche hat sie mir mitgegeben. Ein Frontsoldat."

Alexej wird immer aufgeregter. „Gut, daß wir nicht weggefahren sind. Das müssen wir erledigen!"

„Wo ist es denn?"

„Hier, ganz nahe. Tschechowstraße! Gehen wir hin, Schura!"

Schura seufzt.

„Ein paar Schritte nur. In zehn Minuten haben wir's geschafft!... Und dann kommen wir wieder hierher... Ja, Schura?"

„Gut", antwortet sie leise.

*

Alexej und Schura eilen die Straße entlang. Schura fragt im Gehen:

„Und dieser Pawlow, ist es ein Freund von dir?"

„Iwo! Ich kenne ihn gar nicht. Wir haben uns zufällig getroffen. Er war gerade mit einem Trupp unterwegs zur Front."

Schura blickt ihn zärtlich an.

Sie biegen um die Ecke.

Auf einem Schild, das an der Hauswand angebracht ist, lesen sie: „Tschechowstraße".

„Wirklich, ganz nahe."

Alexej sieht sich die Hausnummer an — „21".

„Haus 7 wird dort sein. Komm!"

Sie gehen die Tschechowstraße entlang, am ersten, zweiten, dritten Haus vorbei — und plötzlich schwindet alle Freude aus ihren Gesichtern: Weiter kommen nur noch Ruinen.

Alexej und Schura bleiben stehen und blicken fassungslos einander an.

Ein ausgemergeltes altes Mütterchen sucht in einem Trümmerhaufen von Ziegeln, Steinschutt, Mauerresten und verbogenen Eisenstangen Späne zum Feuermachen zusammen.

„Großmutter!" ruft Alexej sie an.

Die Greisin hebt den Kopf.

„Sagen Sie bitte, wo ist das Haus Nr. 7?"

„Hier ist es ja..." Die Alte zeigt unbeteiligt mit einem Span auf die Ruine. Als sie die Verwirrung der beiden bemerkt, trippelt sie zu ihnen. Sie bleibt vor ihnen stehen und mustert sie blinzelnd mit ihren schwachsichtigen Augen.

„Zu wem wollt ihr?"

„Zu Pawlows", antwortet Alexej.

„Sie sind alle am Leben...", teilt die Alte lächelnd mit. „Sowohl Jelisaweta als auch der Alte. Jelisaweta Petrowna wohnt in der Semjonowstraße. Semjonowstraße 38. Und der Alte sicherlich im Werk."

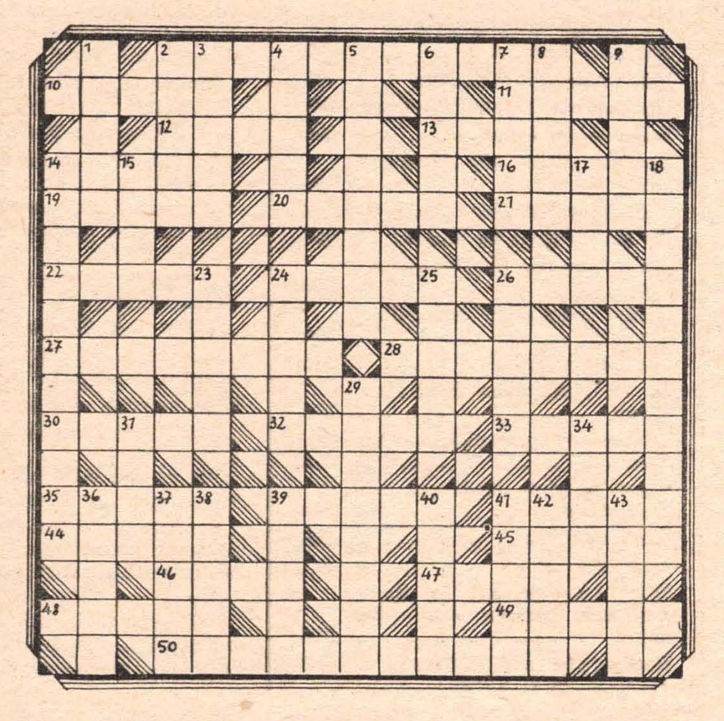
„Die Semjonowstraße ist, glaube ich, nicht weit von hier", sagt Alexej und fügt nach einem Blick auf die Uhr hinzu: „Wir schaffen es! Komm, gehen wir!"

„Gehen wir."

„Wohnung fünf!" ruft die Alte ihnen nach.

(Fortsetzung auf Seite 336)

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 2. Teil der Maschinenpistole, 10. Hauptstadt des brasil. Staates Rio Grande do Norte, 11. Industriestadt im Bez. Halle, 12. Ausweis, 13. Backmasse, 14. Führer der Leningrader Bolschewiki, 1. 12. 34 von Agenten ermordet, 16. Vulkan in Italien, 19. japan. Hafenstadt, 20. Metall, 21. griech. Muse, 22. Hieb- und Stichwaffe, 24. Brennpunkt einer Linse, 26. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 27. südlichster Punkt Afrikas, 28. Teil des Flugzeuges, 30. Narzissengewächs, 32. schwedische Münze, 33. norddt. Dichter, „Der Schimmelreiter", 35. Vogelwelt, 39. Hühnervogel, 41. Strauchfrucht, 44. Stadt an der Elbe, 45. Nebenfluß der Weser, 46. Mondgöttin, 47. Teilbetrag, 48. Stadt in Frankreich, 49. Bienenzüchter, 50. poln. Sozialist, Mitbegründer des Spartakusbundes und der Kommunist. Arbeiterpartei Polens.

Senkrecht: 1. europ. Hauptstadt, 2. Füllstoff für Rettungsringe, Schwimmwesten, 3. polnische Kreisstadt, 4. Start- und Landebahn, 5. Stadt in Japan, durch militär. sinnlosen Abwurf der 2. Atombombe durch die Amerikaner zum Teil zerstört, 6. Männername, 7. Ölfrucht, 8. deutscher Komponist (1873–1916), 9. Liebreiz, 14. Vorrichtung zur Verflüssigung von Dampf durch Wasserentzug, 15. Theaterplatz, 17. Nebenfluß der Mosel, 18. gesetzgebendes Organ der DDR, 23. Blume, 24. Festanzug, 25. Brustblatt des Zuggeschirrs, 26. röm. Kaiser, 29. Jugendorganisation eines soz. Staates, 31. Vorfahr, 34. Stadt in der UdSSR an der Oka, 36. hellster Stern im Sternbild Orion, 37. Religion der Mohammedaner, 38. finnisches Bad, 39. europ. Währung, 40. Nebenfluß des Bugs, 41. indonesisches Stoff-Färbverfahren, 42. tropisches Harz, 43. Nebenfluß der Donau.

ZAHLENFELD ZUM 9. JULI

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42
43	44	45	46	47	48	49

Jede Zahl — ein Buchstabe, der in das betreffende Zahlenfeld eingetragen wird. Bei richtiger Lösung ergeben die Felder 1—49 einen Glückwunsch.

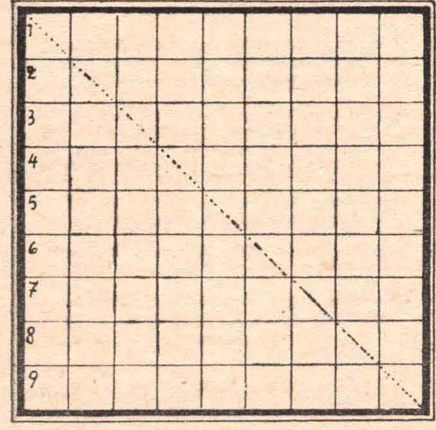
42, 4, 18, 20, 9, 32 Geburtsort unseres Ministers für Nationale Verteidigung; 37, 6, 45, 29, 11, 2 hervorragende Sozialistin, 1857 in Wiederau geboren; 25, 1, 42, 24, 10 Geburtsort unseres Präsidenten; 46, 34, 35, 38, 7, 48, 2, 32 deut. Komponist, 1810 in Zwickau geboren; 39, 31, 2, 22, 23, 14, 32 Geburtsort Johannes R. Bechers; 30, 48, 40, 2, 17, 15 deut. Komponist, 1813 in Leipzig geboren; 13, 44, 21, 36, 5 Geburtsort Karl Marx'; 8, 27, 2, 47, 19, 41, 44 revol. Führer des Großen Bauernkrieges, um 1490 in Stollberg/Harz geboren; 3, 28, 16, 9, 20, 26, 4, 5 deut. Dichter, 1759 in Marbach geboren; 49, 48, 43, 12, 33 einer der größten Mathematiker, 1777 in Braunschweig geboren.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a — ber — ber — bi — de — di — di — dre — duk — eis — elf — en — end — flie — gat — ge — gel — gen — gen — ha — hof — i — in — kes — ki — kunst — la — lauf — lin — lym — me — na — ne — nitz — o — o — par — pi — re — reck — rin — ros — scher — spi — spurt — sta — ta — ter — tes — ti — tit — tur — un — vin — wicht — zan — ze sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Coubertin ergeben.

1. Wintersportort, 2. Laufschuhe, 3. Sportvereinigung Albaniens, 4. großes sportl. Ereignis dieses Jahres, 5. Kampfsport, 6. Vorwärts-Schwimmer, 7. Europameister im Eiskunstlauf, 8. Gewichteinheit für Boxhandschuhe, 9. Ziel der diesjährigen Friedensfahrt, 10. ungar. Mittelstreckenläufer, 11. Moderner Fünfkämpfer (ASK Vorwärts), 12. Sportvereinigung in der DDR, 13. Sportvereinigung der CSR, 14. Wintersportart, 15. Wassersportveranstaltung, 16. Gewichtsklasse im Boxsport, 17. hervorrag. Wintersportler, 18. Weltmeister im Hockey, 19. Strafstoß beim Fußballspiel, 20. Vorwärts-Turner, 21. letzte Kraftanstrengung beim Lauf.

FÜLLRÄTSEL



aaaaaa bb ccc d eeeeeeeee ggggg hhhhh ii iiii kk llll mmm nnnnnn ooo pp rrrrrrrr sssss ttttt uu v ww. Die Buchstaben sind so in die Figur einzusetzen, daß folgende Wörter entstehen:

1. Teil des Schützenloches, 2. sowj. Schriftsteller und Pädagoge, 3. Erfinder der Buchdruckerkunst, 4. Lehre von der Kampfführung, 5. Sportart, 6. österreich. Münze, 7. Teil des Flugzeuges, 8. Angeh. einer Flugzeugbesatzung, 9. Wahrzeichen Prags. Bei richtiger Lösung ergibt die Diagonale eine militär. Einheit.

Auflösungen aus „Armee-Rundschau" 6/60

Kreuzgitter: Waagerecht: Omsk (34), Akaba (17), Mond (5), Oslo (29), Aloe (66), Kanal (4), Klang (45), Ebene (55), Star (7), Dekret (20), Takt (65), Echse (62), Reis (43), Ern (54), Oran (64), Wams (74), Nasser (8), Rat (69), Amati (19), Amerika (6), Eisen (24), Annalen (56), Essen (23), nie (57), Diesel (12), Tete (70), Grat (47), Eva (71), Teil (18), Talon (80), Tanz (51), Raster (72), Amur (46), Riesa (14), Summe (48), Atoll (73), Maas (58), Imme (37), Gent (9), Stoß (59), Raab (2).

Senkrecht: Minsk (15), Kola (33), Alk (16), Kolchos (13), Bande (1), Alge (81), Meer (25), Niete (42), Skat (50), Wels (68), Attest (39), Bern (44), Renn (63), Kur (38), Adam (75), Irak (78), Orange (10), Adele (21), Waran (53), Marne (11), Arendt (41), Sasse (61), Riese (27), Tanne (30), Iller (60), Nike (67), Statut (38), Eton (79), Salamis (22), Lena (28), Glas (26), Ast (49), Tara (36), Irene (40), Trust (3), Arosa (82), Zola (31), Samt (76), ELAS (77), Mär (35), Ems (52).

Alles kreuzt sich: Von der Zahl nach rechts unten: 1. NAW, 2. Hasek, 3. Marie, 4. Katze, 5. Narbe, 6. Berka, 7. Karte, 8. Galle, 9. Barde, 10. Meile, 11. Pelle, 12. Selen, 13. Kos.
Von der Zahl nach links unten: 3. Man, 4. Kasan, 5. Narew, 6. Batik, 7. Kerze, 8. Garbe, 9. Barke, 10. Malta, 11. Perle, 12. Seide, 13. Kelle, 14. Rolle, 15. See.

Buchstabenstreichen: Das Schützenloch ist die Festung des Soldaten.

Bilderrätsel: Jeder Armeeangehörige ein Leser der „Armee-Rundschau"!

Wer kennt die Vornamen: Georgi, Richard, Alfred, Nikolai, Alexander, Thomas, Werner, Erich, Robert, Fritz, Edgar, Rosa — Granatwerfer.

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Berlin N 24, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41, 42 70 76 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"

Zeitschrift für politische, militärische und kulturelle Fragen in der Nationalen Volksarmee

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 24, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

Fotos: 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Für nicht angeforderte Manuskripte und Fotos übernimmt die Redaktion keine Haftung.

Unser Titelbild
Munitionskanonier beim Zündereinstellen

Rücktitel
Ein Treffer ins Gelbe bringt die höchste Ringzahl. Die Mädchen der Sportmannschaft Bogenschießen der ASG Strausberg bewiesen schon bei vielen Wettkämpfen ihr Können.

Redaktionsschluß dieses Heftes:
4. Juni 1960

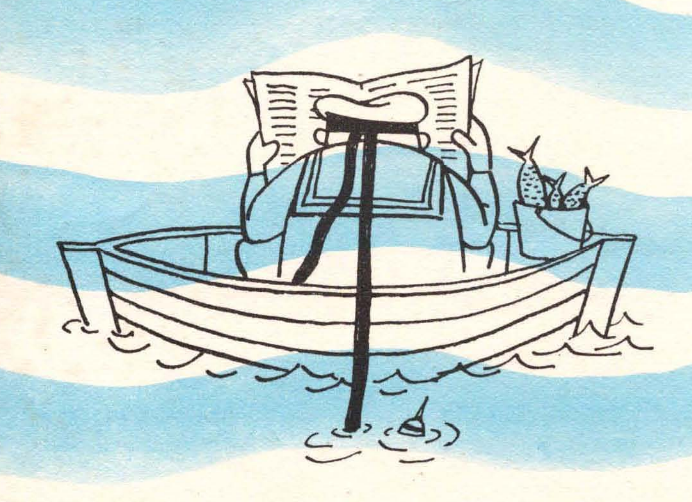
Ballade vom Soldaten *(Fortsetzung von Seite 334)*

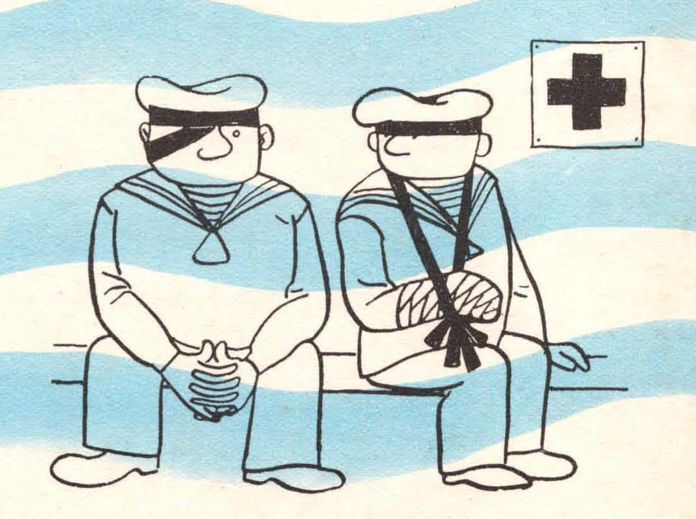
Ein Schild über dem Hauseingang: „Semjonowstraße 38."
Alexej und Schura laufen ins Haus.
Sie steigen die Treppen hoch.
Plötzlich fliegen von oben einige Seifenblasen herab. Schura freut sich wie ein Kind. Sie blicken hoch und sehen auf dem Treppenabsatz einen etwa achtjährigen Jungen mit Blechbüchse und Strohhalm in den Händen am Geländer stehen.
„Jungchen! Wohnt hier Frau Pawlow?" fragt ihn Schura.
„Frau Pawlow?" fragt der Kleine zurück.
„Ja, Jelisaweta Petrowna", erläutert Alexej.
„Ach so, Jelisaweta Petrowna!" Der Junge zeigt auf den nächsten Treppenabsatz: „Dort wohnt sie."
Alexej und Schura steigen in die angegebene Etage und drücken auf die Klingel.
„Sie müssen klopfen", belehrt sie der Junge.
Alexej klopft.
Hinter der Tür ertönen Schritte. Eine knapp dreißigjährige Frau im Morgenrock öffnet ihnen.
„Guten Tag. Wir wollen zu Jelisaweta Petrowna", sagt Alexej.
„Bitte. Das bin ich", antwortet sie mit einem höflichen Lächeln. „Und Sie kommen wahrscheinlich . . ." Sie blickt Alexej fragend an.
„Ich komme von der Front und bringe Ihnen ein Geschenk mit."
„Ach!" Die Frau lächelt verwirrt. „Sicher von . . . Pawlow?"
„Ja."
„Treten Sie bitte näher. Einen Augenblick . . ."
Sie folgen der Frau ins Wohnzimmer.
„Entschuldigen Sie mich einen Moment", sagt die Frau und begibt sich ins Nebenzimmer, wobei sie gleichsam zufällig einen über die Stuhllehne hängenden feldgrauen Uniformrock mitnimmt.
Alexej und Schura sehen sich im Zimmer um. Es sieht eingewohnt aus, die Möbel sind zwar nicht stilecht, aber solide. Auf dem Tisch stehen Brot, Zucker, Wurst. Man sieht, daß die Leute hier, gemessen an den Kriegszeiten, gut leben.
Aus dem Nebenzimmer hört man ein gedämpftes, aufgeregtes Gespräch.
„Na, was denn?" empört sich eine sonore Männerstimme. „Wenigstens wird er die Wahrheit erfahren!"
„Ich flehe dich an . . .", flüstert die Frau.
Schura und Alexej wechseln einen stummen Blick.
Die Frau, das gewohnte Lächeln auf den Lippen, kommt wieder herein.
„Verzeihen Sie mir bitte! Sie haben mich so überrascht! Sie kommen also von der Front?
„Ja, von der Front!" antwortet Alexej etwas überlaut. „Ich komme von Ihrem Mann. Er bat, Ihnen das zu übergeben!" Er holt aus dem Rucksack die zwei Stück Seife und legt sie auf den Tisch. Die Frau lächelt betreten.
„Was ist das?"
„Seife."
„Ach, Seife . . . Danke! Vielen Dank! Darf ich Ihnen Tee anbieten?"
„Nein, wir gehen schon."
„Warum denn?"
„Wir haben keine Zeit", sagt Alexej.
Die Frau senkt den Blick.
Alexej und Schura verlassen das Zimmer. Die Frau begleitet sie. Auf dem Vorplatz, während sie ihnen die Tür aufmacht, fragt sie leise Alexej:
„Sagen Sie, wie geht es ihm dort?"
„Wem, Pawlow? Ganz gut. Er ist gesund. Er macht sich nur Sorgen um Sie."
„Danke . . .", sagt die Frau leise. Dann läßt sie Schura vorgehen und packt Alexej am Arm. „Sagen Sie ihm nichts davon, was Sie gesehen haben." Alexej sieht sie durchdringend an. „Übrigens . . ." Sie senkt wieder die Augen. „Besser die Wahrheit . . . Schauen Sie mich doch nicht so an! Mein Gott, wie schwer ist das alles!" Sie blickt mitleidheischend auf Alexej.
Dieser geht ohne ein Wort hinaus.
Die Frau zögert einen Augenblick, dann schlägt sie die Tür hinter ihm zu.
Schura und Alexej steigen die Treppen hinunter. Als sie an dem Jungen vorbeikommen, der immer noch Seifenblasen aufsteigen läßt, bleiben sie stehen und verfolgen den Flug einer schillernden Seifenblase. Alexej blickt auf die Uhr.
„Gehen wir, Aljoscha, wir kommen sonst zu spät!" sagt Schura.
Er aber haut plötzlich wütend mit der Faust aufs Geländer und stürzt wieder nach oben.
Der Junge erschrickt.
Mehrere Stufen auf einmal nehmend, rennt Alexej auf die Tür zu und trommelt mit der Faust dagegen. Keine Antwort. Er klopft stärker. Ein mittelgroßer Mann in Pantoffeln, hemdsärmelig und mit Hosenträgern, macht die Tür auf; hinter ihm steht die verwirrte Jelisaweta Petrowna. Alexej atmet schwer. Er schiebt den Mann beiseite, tritt entschlossen ins Zimmer, nimmt das unselige Päckchen vom Tisch und eilt durch die offene Tür wieder hinaus. Im Vorbeigehen streift er die Frau mit einem feindseligen Blick. In der Stille hallen laut seine Schritte.
Er packt Schura an der Hand und preßt hervor:
„Wir gehen jetzt ins Werk!"
„Was ist denn los, Aljoscha?" fragt das Mädchen erschrocken.
„Gehen wir!" sagt er gebieterisch, und sie laufen die Treppe hinunter.

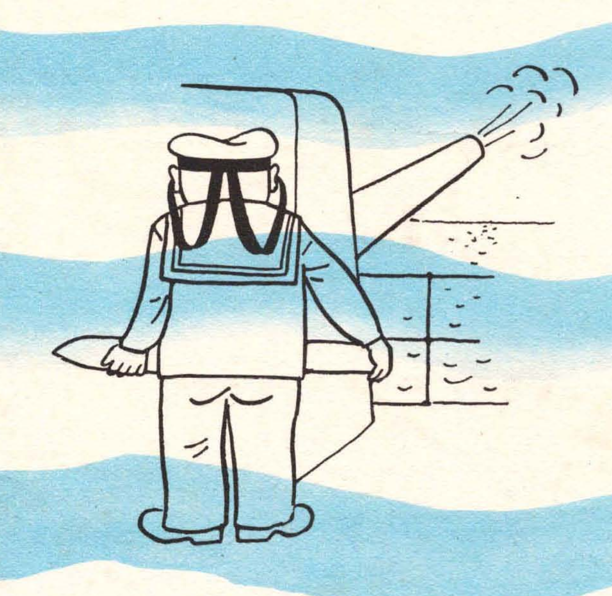
(Fortsetzung folgt)

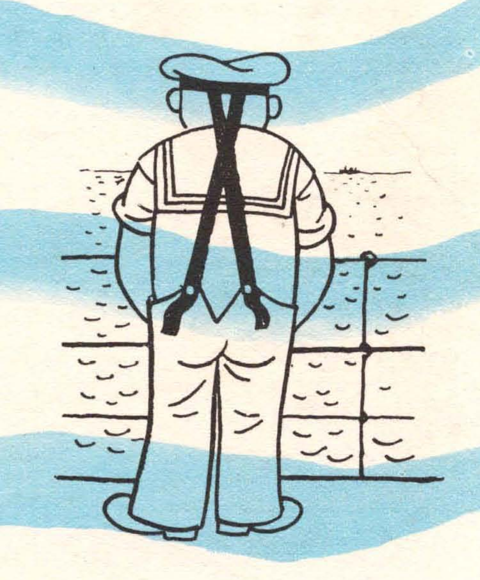
Mützen aus Länder Seemannsgarn

gezeichnet von Paul Klimpke














ARMEE
Rundschau

Fleißige Hände
und findige Köpfe

RATIONALISATOREN UND ERFINDER HABEN DAS WORT

INHALTSVERZEICHNIS

Die neue Loseblattkartei

Das Büro der Zentralen Rationalisatorenkommission gibt bekannt:

Die Beilage der Armee-Rundschau „Fleißige Hände" hatte die Aufgabe, Verbesserungsvorschläge, die von allseitigem Interesse und von größerer Bedeutung waren, zu verallgemeinern und zu veröffentlichen und somit all denen zur Kenntnis zu geben, die sich mit gleichen oder ähnlichen Problemen befassen.
Sie sollte Anregung zum Erfahrungsaustausch und Hilfe bei der Auswertung gewonnener Erkenntnisse sein.
Da in der Nationalen Volksarmee eine stürmische Aufwärtsentwicklung des Erfindungs- und Vorschlagswesens zu verzeichnen ist, kann die Beilage „Fleißige Hände" den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr gerecht werden, da sie keine systematische und übersichtliche Einordnung und Sammlung der veröffentlichten Verbesserungsvorschläge gestattet.

Aus diesem Grunde hat die Zentrale Rationalisatorenkommission des Ministeriums für Nationale Verteidigung beschlossen, eine nach dem Prinzip der Patentkartei aufgebaute Loseblattkartei herauszugeben, zu deren Gebrauch folgende Arbeitsanleitung bestimmt ist:

Anleitung zur Arbeit mit der Loseblattkartei für die Rationalisatoren- und Erfinderarbeit

1. Die Kartei ist nur für den Dienstgebrauch.
   Alle Benutzer sind darauf hinzuweisen.
2. Der Sinn der Kartei ist die Verallgemeinerung brauchbarer Verbesserungsvorschläge und die Information aller Rationalisatoren über den Stand der Rationalisatoren- und Erfinderbewegung in der Nationalen Volksarmee.

In der Kartei werden alle Rationalisatorenvorschläge, die für eine oder mehrere Waffengattungen bzw. für die gesamte NVA Bedeutung haben, nach ihrer Anerkennung veröffentlicht. Außer den eigenen Vorschlägen werden auch solche aus der Industrie und aus den sozialistischen Ländern veröffentlicht. Zur obligatorischen Einführung gekennzeichnete Vorschläge werden auf einer Kontrollkarte aufgeführt, in die die Termine der Realisierung vom Kommandeur einzutragen sind.

Einfache Zeichnungen oder Skizzen befinden sich auf der Rückseite der entsprechenden Karteikarte.

Die Veröffentlichung enthält Hinweise über die Form der Realisierung.

Bei Realisierung durch die Einheiten sind die entsprechenden Unterlagen bei der Rationalisatorenkommission des Kommandos anzufordern, das seinen Bedarf dem Büro der Zentralen Rationalisatorenkommission bekannt gibt.

3. In der linken oberen Ecke jeder Kartei befindet sich eine ein- oder zweistellige Zahl, die das Fachgebiet des betreffenden Verbesserungsvorschlages angibt.

(Eine Aufstellung aller verwendeten Ordnungszahlen wird mit der ersten Sendung Karteikarten veröffentlicht.)

Die Karten werden nach ihrer Ordnungszahl, und innerhalb dieser alphabetisch nach dem fettgedruckten oder unterstrichenen Schlagwort abgelegt.

4. Die Loseblattkartei wird in doppelter Ausfertigung an jede Dienststelle gesandt und wird dort einmal als Gesamtkartei in der Bibliothek aufbewahrt und in der zweiten Ausfertigung entsprechend den Ordnungszahlen an die einzelnen Abteilungen bzw. Fachoffiziere aufgeteilt, die sie als Fachgebietskartei aufbewahren.

5. Der Rationalisator kann die Fachkartei, aber auch die Gesamtkartei als Hilfsmittel für seine Arbeit einsehen.

Die Rationalisatorenkommission benutzt die Kartei zur Einschätzung und Beurteilung der eingegangenen Vorschläge. Mit Hilfe der Kartei müssen einander ähnliche Vorschläge koordiniert und Doppelentwicklungen vermieden werden. Sie gibt den Stand der Rationalisatoren- und Erfinderbewegung bekannt, auf dem die Weiterentwicklung aufbaut.

6. **Kontrollkartei für obligatorisch einzuführende Verbesserungen**

Dienststelle: Eingang:

Lfd. Nr.	Registr.-Nr.	Kurzbezeichnung	Termin	Kontrollvermerk	
				Dienststelle	übergeordnete Dienststelle
1.	62/60	Spezialschlüssel	5. 5. 60		
2.	75/60	Entgiftungslöscher	25. 4. 60		
3.	112/60	Ersatzradaufhängung	10. 9. 60		

Jeder Kommandeur ist verpflichtet, die für seine Dienststelle zutreffenden Vorschläge zum vorgeschriebenen Termin einzuführen und in der Kontrollspalte / Dienststelle das Datum der Einführung einzutragen und mit seinem Signum zu versehen. In der Kontrollspalte / Inspektion trägt die zuerst inspizierende übergeordnete Dienststelle das Kontrolldatum und Signum ein.

Die Wartung und Pflege der Röntgenometer

Von Feldwebel Nitzschke

Röntgenometer sind auf elektrischer Grundlage arbeitende Kernstrahlungsmeßgeräte mit einer sehr hohen Meßgenauigkeit. Sie eignen sich zum Messen radioaktiver Strahlung zwischen 0,04 bis 400 Röntgeneinheiten pro Stunde (r/h).

Anwendung finden derartige Kernstrahlungsmeßgeräte bei der Aufklärung aktivierter Geländeabschnitte, Röntgenometer arbeiten auf dem Prinzip der Ionisationskammer, die das Herz des gesamten Gerätes darstellt. In ihr befinden sich neben einer Elektrometerröhre, einem Bereichsschalter und einer Widerstandsbaugruppe eine Reihe von hochwertigen Isolatoren. Durch Einwirken von Luftfeuchtigkeit, leichter Verstaubung der Bauelemente, sowie Fettablagerungen an den Bauteilen wird die Meßgenauigkeit der Röntgenometer wesentlich beeinträchtigt. Aus diesem Grunde ist ein Eingriff in das Innere eines Röntgenometers von unkundiger und ungeübter Hand geradezu verwerflich.

Die Abbildung 2 gibt uns einen Einblick in die Funktionsteile eines geöffneten Röntgenometers. Beim Studium der Schalttechnik sowie der mechanischen Bauteile des Gerätes muß man schlußfolgern, daß derartige Kernstrahlungsmeßgeräte gegen jede Erschütterung oder mechanische Überbeanspruchung durch unsachgemäße Lagerung, Handhabung bei Übungen, im Unterricht oder bei Transporten unbedingt geschützt werden müssen.

Starke Erschütterungen über 3 g haben Beschädigungen am Anzeigegerät oder elektrische Funktionsstörungen an den Geräten zur Folge. Häufig sind Röhrenschäden, Leitungsbrüche und Anzeigewerkschäden die Erscheinungen ungenügender Achtsamkeit bei Transporten von derartigen Meßgeräten.

In der Abbildung 3 sehen wir den geöffneten Batterieraum eines Röntgenometers. Er nimmt 3 Batteriegruppen in sich auf. Eine Batterie zu 1,5 Volt, einen Batteriesatz bestehend aus 3 Batterien zu je 110 Volt in Reihe geschaltet und eine Spezialbatterie mit Anschlüssen zu 3,2, 8, 10 und 13 Volt.

Beim Einsetzen der einzelnen Batterien in dem Batterieraum muß auf unbedingte Sauberkeit und Korrosionsfreiheit im Batterieraum selbst und an den Klemmkontakten geachtet werden. Unsaubere Klemmkontakte sind oft Ausgangspunkte für Funktionsstörungen am Röntgenometer. Ein Reinigen des Batterieraumes mit Öl ist unzulässig, da Ölspuren die Grundlagen für Feinschlüsse und Kriechstromstrecken schaffen. Werden Röntgenometer längere Zeit nicht zum Einsatz gebraucht, so müssen unbedingt die Batterien ausgebaut und getrennt vom Gerät gelagert werden, um unnötige Korrosionsmöglichkeiten im Batterieraum und an den Klemmkontakten der Geräte auszuschalten. Beim Anschließen der Batterien an die Klemmkontakte muß auf unbedingte Polarität geachtet werden. Werden hierbei Fehler begangen, so können elektrische Beschädigungen von erheblichem Ausmaß an den einzelnen Bauteilen der Röntgenometer auftreten. Um derartige Fehler zu verhüten, ist



Abb. 1
Einsatzbereites Röntgenometer

es zweckmäßig, das am Deckel des Batterieraumes angebrachte Batterieschaltbild genau zu studieren.

Die Pflege der Röntgenometer nach dem Gebrauch

Wurde ein Röntgenometer gebraucht, so muß es äußerlich gründlich gereinigt werden. Staubablagerungen oder andere Verschmutzungen lassen sich leicht mit Hilfe eines Pinsels beseitigen. Das Strahleneintrittsfenster, das sich im Boden des Röntgenometers befindet, läßt sich ebenfalls gut mit einem trockenen Pinsel säubern. Dabei ist es empfehlenswert, keine Gewalt anzuwenden, da dadurch die sehr schwache Schutzfolie des Fensters beschädigt werden kann. Nachdem man die Schutzklappe des Strahleneintrittsfensters geschlossen hat, wird das Gerät vollständig mit einem mit Spiritus, oder wenn vorhanden, mit einem mit reinem Alkohol leicht angefeuchtetem weichen Lappen gut abgerieben. Öle oder Fette sind zur Reinigung der Röntgenometer nicht geeignet. Sie zersetzten die Dichtungen der einzelnen Bauteile und ebnen dadurch der Luftfeuchtigkeit und anderen Fremdkörpern den Weg in das Innere der Röntgenometer.

Die Pflege des Batterieraumes nach dem Gebrauch des Röntgenometers

Nachdem das Röntgenometer gebraucht wurde, ist es zweckmäßig, den Batterieraum des Gerätes zu öffnen und die Batterien zu entfernen.
Stellt man an den Klemmkontakten Korrosionsspuren fest, so sind sie mit feiner Schmirgelleinwand zu entfernen. Danach ist jeder Klemmkontakt mit einem Pinsel und etwas Spiritus leicht abzuwaschen. Die Batteriehalter und die Befestigungsschrauben können mit einem leichten Ölfilm versehen werden. Man muß stets darauf achten, daß kein Öl die Klemmkontakte erreicht, um eine Feinschlußbildung zu verhindern. Nach Beendigung des Reinigungsvorganges wird der Batterieraum wieder verschlossen, hierbei muß auf gute Lage der Batterieraumdichtungen geachtet werden.

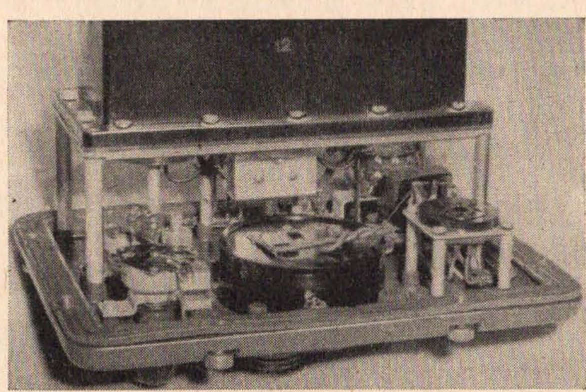


Abb. 2

Blick auf das Chassis eines Röntgenometers. Die Gehäusedichtung ist gut zu erkennen. 12 ist die Ionisationskammer. Ihr Inhalt ist nicht sichtbar, da sie geschlossen ist.

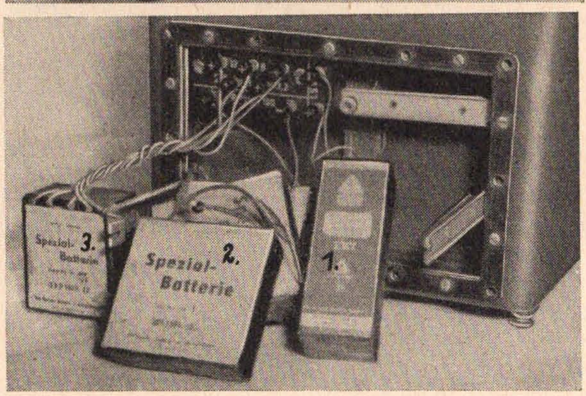


Abb. 3

Blick in den Batterieraum eines Röntgenometers. Klemmkontakte und Batteriegruppen sind gut sichtbar.

1. *Batterie 1,5 Volt*
2. *Batteriesatz 3 × 110 Volt*
3. *Batterie 3,2 — 8 — 10 und 13 Volt*

Ein Mischungsstab zur Herstellung von Entgiftungsflüssigkeiten

Bei der Entgiftung eines Kampfstoffes ergeben sich folgende Fragen:

1. Mit welchen Entgiftungsstoffen kann der Kampfstoff vernichtet werden?
   a) bei der Entgiftung des Bodens (Holz und grobe Teile),
   b) bei der Entgiftung der Haut und Bekleidung,
   c) bei der Entgiftung von Geräten und Waffen.
2. Wie muß die Konzentration der Entgiftungsflüssigkeit sein?
3. Welche Lösungsmittel können verwendet werden?
4. Wie ist die mengenmäßige Zusammensetzung bei bekannter Konzentration?
5. Wie hoch liegt die ungefähre Verbrauchsnorm?

Aus diesem Fragenkomplex ergibt sich die Schlußfolgerung, daß umfangreiche Kenntnisse über die Zubereitung und Anwendung von Entgiftungsflüssigkeiten vorhanden sein müssen. In der Praxis ist dies jedoch nicht immer der Fall. Hier ist oft zu verzeichnen, daß die grundlegenden Fragen nicht beachtet oder vergessen werden,

Weiterhin bereitet auch das Messen und Wägen der Mengen (Lösungsmittel und Entgiftungsstoff) oftmals Schwierigkeiten.

Auf den Booten und Schiffen (und bei kleineren Landeinheiten) werden meist Entgiftungsflüssigkeiten in 10-l-Behälter zubereitet. Bei diesen kleinen Mengen ist es sehr vorteilhaft, wenn man einen Mischungsstab verwendet.

Die Zubereitung kann hiermit sehr schnell und ohne große Überlegungen erfolgen.

Aufbau und Handhabung

Wie aus der Abbildung ersichtlich, ist der Mischungsstab auf der Vorderseite mit Einteilungen für die Entgiftungsstoffe und Lösungsmittel, auf der Rückseite mit Einteilungen für den jeweiligen Verwendungszweck, den Kampfstoff und die Verbrauchsnorm versehen. Wird zum Beispiel die Entgiftung von Waffen und Geräten verlangt, so braucht der Ausführende nur auf der Rückseite des Mischungsstabes die Markierung für Geräte und Waffen aufzusuchen.

Auf der Vorderseite wird dann angegeben, wieviel Lösungsmittel (auch die Art) und wieviel Entgiftungsstoff (auch die Art) in dem Gefäß gelöst werden muß.

Der Stab wird senkrecht in das Gefäß gestellt und bis zur unteren Marke mit dem angegebenen Lösungsmittel aufgefüllt. Es ist dann so viel Entgiftungsstoff zugegeben, bis die Endmarke erreicht wird.

Der Mischungsstab kann gleichzeitig zum Umrühren der Entgiftungsflüssigkeit dienen.

Anfertigung des Mischungsstabes

Die Anfertigung des Stabes erfolgt zweckmäßig in nachstehender Reihenfolge:

1. Der Stab wird aus dem vorhandenen Material auf die gewünschte Form gebracht.

   Verarbeitet wird säurefestes Material. Metall oder Holz erfüllen bedingt den gleichen Zweck.

   In der Abbildung sind die Maße des Mischungsstabes für Eimer (10 l) durchschnittlicher Größe angegeben. Wird der Stab für ein größeres Gefäß vorgesehen, dann müssen die Maße dementsprechend gewählt werden.

2. Um einen guten Überblick zu erhalten, wird zweckmäßigerweise eine Tabelle mit allen erforderlichen Werten für die Zubereitung und Anwendung von Entgiftungsflüssig-

keiten zusammengestellt. Für die spätere Eichung des Stabes ist die Errechnung der Menge des Lösungsmittels sehr wichtig.
Da wir in diesem Beispiel immer eine Entgiftungsflüssigkeitsmenge von 10 Litern annehmen, muß für die jeweilige Konzentration die erforderliche Menge des Lösungsmittels errechnet werden.

Diese errechnet sich zu:

Menge Lösungsmittel

$$= \text{Gesamtvolumen} - \frac{\text{Gesamtvol.} \cdot \text{Konzentr.}}{100}$$

Volumina in Litern

Konzentration in Prozent

$$\text{Abgekürzt: } LM = GV - \frac{GV \cdot K}{100}$$

LM = Lösungsmittel
GV = Gesamtvolumen
K = Konzentration

Zum Beispiel für 10 Liter Entgiftungsflüssigkeit mit einer 50prozentigen Konzentration ergibt sich die Menge des Lösungsmittels

$$10 - \frac{10 \cdot 50}{100} = 5 \text{ Liter,}$$

bei einer 20prozentigen Konzentration

$$10 - \frac{10 \cdot 20}{100} = 8 \text{ Liter usw.}$$

Bei diesen Rechnungen wurden die Wichte der Stoffe vernachlässigt. Soll die Eichung des Stabes genau werden, dann muß die Rechnung nach der DV-66/7 erfolgen.

3. Die Eichung des Stabes erfolgt nun nach der aufgestellten Tabelle 1.

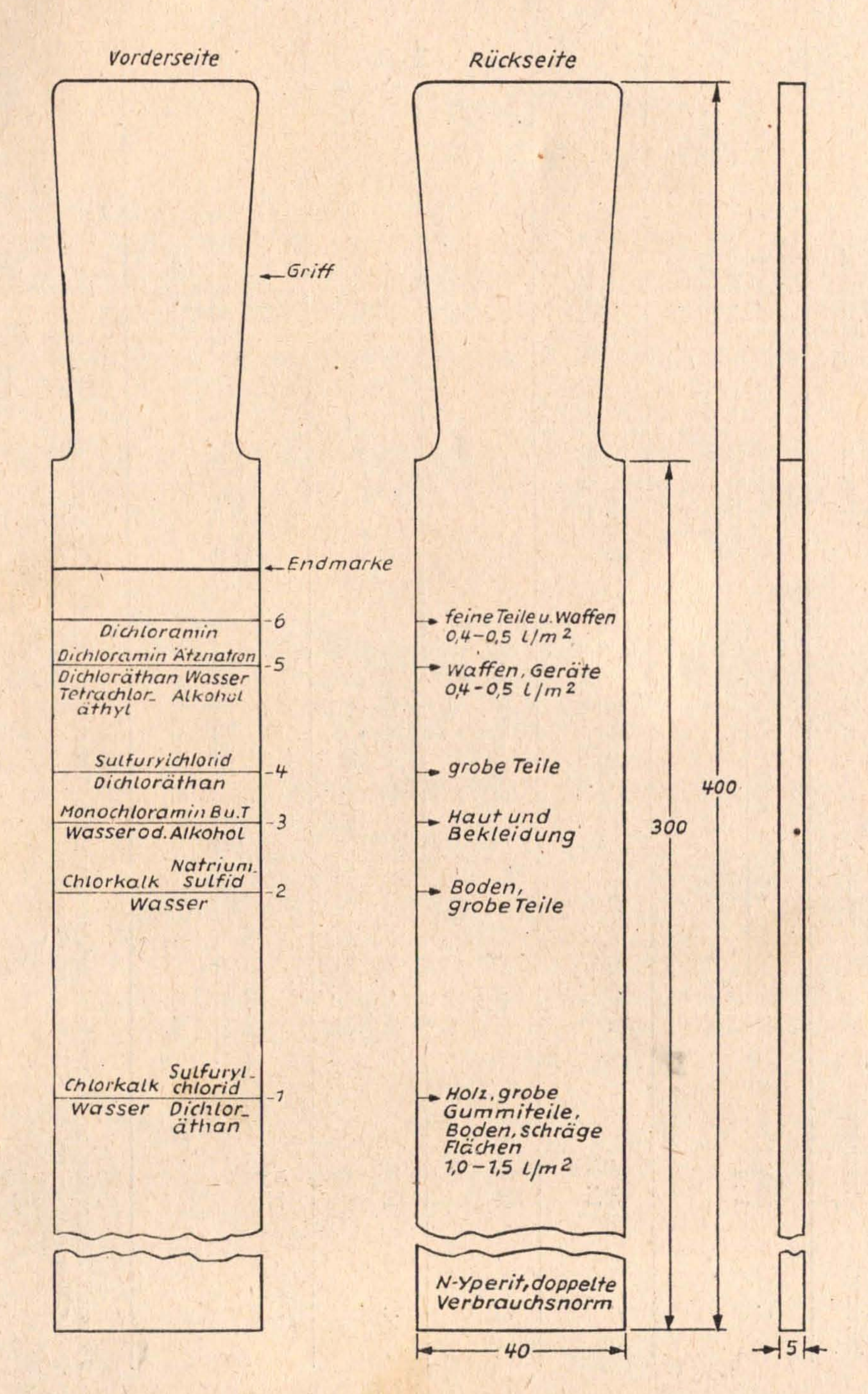
   Wurde die Marke 1 bei einer 50prozentigen Konzentration 5 Liter Lösungsmittel errechnet, so wird diese Menge mit einem Meßzylinder in den Eimer gefüllt. Der Stab wird in den Eimer gestellt, und in der Höhe des Wasserspiegels wird die Markierung 1 angebracht. Für die weiteteren Markierungen erfolgt das gleiche. Bei der Ermittlung der End- bzw. Bezugsmarke werden 10 Liter Wasser aufgefüllt. Die Kennzeichnung erfolgt wie bei der Markierung 1.

4. Nach der Eichung werden die Markierungen mit den notwendigen Bezeichnungen versehen.
   Unter die Marke kommt immer das Lösungsmittel, über die Marke der dazugehörende Entgiftungsstoff. In der gleichen Höhe wird auf der Rückseite der Verwendungszweck, der zu entgiftende Kampfstoff und die Verbrauchsnorm aufgetragen (siehe Abb.). Zweckmäßig ist es, wenn die Bezeichnungen eingeschlagen oder eingraviert werden. Im Notfall kann man die Beschriftung auch mit Tusche oder Farbe vornehmen.

Tabelle 1

Markierung	Konzentration	Lösungsmittel Art	Lösungsmittel Menge	Entgiftungsstoff	Anwendungszweck	Art der Entgiftung	Verbrauchsnorm
1.	50 % bzw. 1 : 1	Wasser	5 l	Chlorkalk	Holz, grobe Gummiteile, Boden, schräge Flächen	Yperit, Lewisit, (Sarin)	1,0 bis 1,5 l/m²
		Dichloräthan	5 l	Sulfurylchlorid			
2.	30 % 1 : 2	Wasser	7 l	Chlorkalk	Boden, grobe Teile	Yperit, Lewisit, (Sarin)	
				Natriumsulfid			
3.	20 %	Dichloräthan	8 l	Sulfurylchlorid	grobe Teile	Yperit, Lewisit, (Sarin)	
4.	10 %	Wasser oder Alkohol	9 l	Monochloramin	Haut und Bekleidung	Yperit, Lewisit, (Sarin)	
4.	10 %	Wasser Alkohol	9 l	Ätznatron	Waffen und Geräte	Tabun, Sarin, Soman,	
		Dichloräthan	9 l	Dichloramin		Yperit, Lewisit	0,4 bis 0,5 l/m²

Je nach Forderung und Zweckmäßigkeit kann die Tabelle erweitert oder verringert werden. Diese Werte wurden der DV-66/7 entnommen.


Vorderseite
Rückseite
Griff
Endmarke
Dichloramin
Dichloramin Ätznatron
Dichloräthan Wasser
Tetrachlor- Alkohol
äthyl
Sulfurylchlorid
Dichloräthan
Monochloramin Bu.T
Wasser od. Alkohol
Natrium-
Chlorkalk sulfid
Wasser
Sulfuryl-
Chlorkalk chlorid
Wasser Dichlor-
äthan
-6
-5
-4
-3
-2
-1
feine Teile u. Waffen
0,4–0,5 l/m²
Waffen, Geräte
0,4–0,5 l/m²
grobe Teile
Haut und
Bekleidung
Boden,
grobe Teile
Holz, grobe
Gummiteile,
Boden, schräge
Flächen
1,0–1,5 l/m²
N-Yperit, doppelte
Verbrauchsnorm
400
300
40
5